Biogr.
696

Biogr. 696-1

<36604912300012

<36604912300012

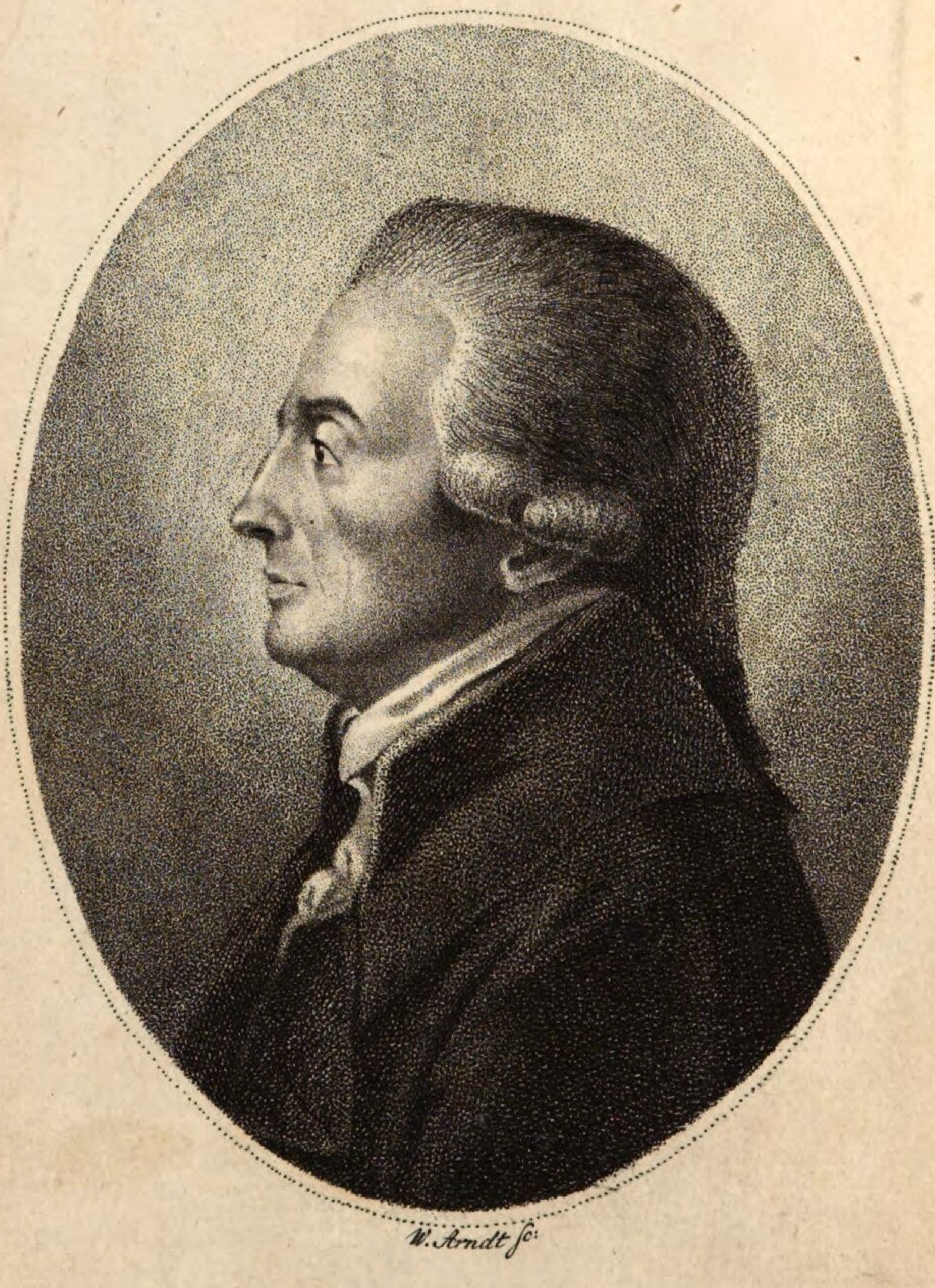
Bayer. Staatsbibliothek

Ut 3 m 34 33

Biogr. 696.

Maimon

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS



W. Arndt sc.

Sam: Maimon.

Salomon Maimon's
Lebensgeschichte.

Von ihm selbst geschrieben und herausgegeben

von

K. P. Moritz.

In zwei Theilen.

Berlin, 1792.
bei Friedrich Vieweg dem ältern.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Einleitung.

Die Einwohner von Polen können füglich in folgende sechs Klassen oder Stände eingetheilt werden. Hoher Adel, Niedrer Adel, Halbadliche, Bürger, Bauern und Juden.

Der hohe Adel besteht aus den großen Gutsbesitzern und Verwaltern der hohen Aemter des Staats. Der niedere Adel kann zwar auch eigne Güter besitzen und alle Aemter im Staate bekleiden; wird aber seiner Armuth wegen davon abgehalten. Der Halbadliche darf weder eigne Güter besitzen, noch hohe Aemter im Staate bekleiden, wodurch er sich von dem Adlichen unterscheidet. Er besitzt zwar hin und wieder Güter, ist aber in Ansehung derselben einigermaßen vom Landesherrn (in dessen Gebiet diese Güter liegen) abhängig, in-

dem er ihm dafür einen jährlichen Tribut bezahlen muß.

Der Bürgerstand ist der elendeste unter allen. Der Bürger ist zwar nicht leibeigen, und genießt einige Freyheiten, hat auch sogar seine eigne Gerichtsbarkeit. Da er aber mehrentheils keine einträglichen Güter besitzt, und keine Profession gehörig treibt, so bleibt er immer in einem verächtlichen armseligen Zustande.

Die letzten zwey Stände, nehmlich der Bauernstand und die Juden sind die nützlichsten im Lande. Jener beschäftiget sich mit dem Ackerbau, Viehweide, Bienenzucht u. s. w. kurz mit allem, was das Land hervorbringt. Diese treiben Handel, sind Professionisten und Handwerker, Bäcker, Brauer, Bier- Branntwein- und Methschenker u. dgl. Sie sind auch die einzigen Pächter in Städten und Dörfern, Klostergüter ausgenommen, wo Ihre Hochwürden es für Sünde halten einen Juden in Nahrung zu setzen, und daher ihre Pächte lieber den Bauern überlassen; und obschon sie dafür büßen müssen, indem die Pächte zu Grunde gehn, weil diese das Geschick dazu nicht ha-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ben, so ertragen sie doch dieß lieber mit christlicher Geduld.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts geriethen die Pächte in Polen wegen Unwissenheit der meisten Polnischen Herren, Unterdrückung der Unterthanen und gänzlichen Mangel an Oekonomie, so in Verfall, daß eine Pacht die jetzt ungefähr tausend Polnische Gulden einbringt, einem Juden für zehn Gulden angeboten wurde, wovon dieser wegen einer noch größern Unwissenheit und Trägheit, doch nicht leben konnte. Ein Umstand aber gab der Sache eine ganz andre Wendung. Zwey Brüder aus Gallizien, wo die Juden viel verschlagener als in Litthauen sind, nahmen, unter den Nahmen Dersawzes oder Generalpächter, alle Güter des Fürsten Radzivil in Pacht, und setzten diese Güter durch mehr als gewöhnliche Thätigkeit, und bessere Oekonomie, nicht nur in bessern Stand, sondern bereicherten auch sich selbst in kurzer Zeit.

Sie erhöheten die Pächte, ohne sich an das Geschrei ihrer Mitbrüder zu kehren, und ließen die Pachtgelder von ihren Unterpächtern mit aller Strenge abfordern. Die von ihnen abhängenden

Pächte nahmen sie selbst in Augenschein, und wo sie einen Pächter fanden, der anstatt durch Fleiß und Oekonomie seine Pacht, zu seinem und des Landesherrn Vortheil, zu verbessern, den ganzen Tag im Müßiggange zubrachte und von Branntwein betrunken auf dem Ofen lag, so ließen sie ihn herunterbringen, und durch Peitschen aus seiner Lethargie aufwecken; welches Verfahren den Herren Generalpächtern bey ihrer Nation den Nahmen der Tirannen erworben hat.

Dieses that aber eine sehr gute Wirkung. Der Pächter, der ehedem im gehörigen Termin, seine zehn Gulden Pachtgeld nicht hatte herausbringen können, ohne darüber in Ketten zu kommen, bekam dadurch eine solche Impulsion zur Thätigkeit, daß er nicht nur von seiner Pacht eine Familie ernähren, sondern auch anstatt zehn Gulden vier bis fünfhundert, ja sogar tausend Gulden bezahlen konnte.

Die Juden können wiederum in drey Klassen eingetheilt werden, nehmlich in arbeitsame Ungelehrte, in Gelehrte, die von ihrer Gelehrsamkeit Profession machen, und in diejenigen, die sich bloß

der Gelehrsamkeit widmen, ohne sich mit irgend einem Erwerbsmittel abzugeben, sondern von der arbeitsamen Klasse erhalten werden. Aus der zweyten Klasse sind die Oberrabiner, Prediger, Richter, Schulmeister und dgl. Die dritte Klasse besteht aus denjenigen Gelehrten, die, wegen ihrer vorzüglichen Talente und Gelehrsamkeit, die Aufmerksamkeit der Ungelehrten auf sich ziehn, von diesen in ihre Häuser genommen, mit ihren Töchtern verheirathet, und einige Jahre auf eigne Unkosten mit Frau und Kinder unterhalten werden. Nachher aber muß diese Frau die Ernährung ihres heiligen Müssiggängers und ihrer Kinder (die gemeiniglich bey dieser Klasse sehr zahlreich sind) auf sich nehmen, worauf sie sich, wie billig, sehr viel einbildet.

Es giebt vielleicht kein andres Land außer Polen, wo Religionsfreyheit und Religionshaß so im gleichen Grade anzutreffen wäre. Die Juden genießen da einer völlig freyen Ausübung ihrer Religion und aller übrigen bürgerlichen Freyheiten, haben auch sogar ihre eigne Gerichtsbarkeit. Von der andern Seite aber geht der Religionshaß so weit, daß der Nahme Jude zum Abscheu ist, und

die Wirkung dieses zu den Zeiten der Barbarey eingewurzelten Abscheus noch zu meinen Zeiten, ohngefähr vor dreyzehn Jahren, dauerte. Dieser anscheinende Widerspruch läßt sich aber sehr gut heben, wenn man bedenkt, daß die in Polen den Juden zugestandene Religions- und bürgerliche Freyheit, nicht aus Achtung für die allgemeinen Rechte der Menschheit entspringt, so wie auf der andern Seite der Religionshaß und Verfolgung keinesweges die Wirkung einer weisen Politik ist, die dasjenige, was der Moralität und dem Wohlstand des Staats schädlich seyn kann, aus dem Wege zu räumen sucht, sondern beyde Folgen der in diesem Lande herrschenden politischen Unwissenheit und Trägheit sind. Da nehmlich die Juden bey allen ihren Mängeln, dennoch in diesem Lande beynahe die einzigen brauchbaren Menschen sind, so sahe sich zwar die Polnische Nation gezwungen, zur Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse ihnen alle mögliche Freyheiten zu bewilligen, doch mußte auch ihre moralische Unwissenheit und Trägheit auf der andern Seite nothwendig Religionshaß und Verfolgung hervorbringen.

Erstes Kapitel.

Des Großvaters Oekonomie.

Mein Großvater Heimann Joseph war Pächter einiger Dörfer in der Nachbarschaft der Stadt Mirz, im Gebiete des Fürsten Radzivil. Er wählte zu seinem Sitz eins dieser Dörfer an dem Niemen-Fluß, mit Nahmen Sukowiborg, wo außer einigen wenigen Bauerhöfen, noch eine Wassermühle, ein kleiner Hafen und eine Waarenniederlage für die Schiffe war, die von Königsberg in Preußen kommen. Dieses alles, nebst einer Brücke hinter dem Dorfe und auf der andern Seite auf den Niemenfluß wiederum eine Zugbrücke, gehörte mit zur Pacht, die damals ungefähr tausend Gulden galt, und meines Großvaters Chasaka (*) war. Diese Pacht war, wegen der Waarenniederlage,

(*) Welcher Ausdruck unten erklärt wird.

und großen Passage, sehr einträglich. Mit hinlänglicher Thätigkeit und ökonomischer Kenntniß, hätte mein Großvater (si mens non leva fuisset) nicht nur seine Familie ernähren, sondern auch Reichthümer sammeln können. Aber die schlechte Landesverfassung und der gänzliche Mangel an allen zur Benutzung des Landes gehörigen Kenntnissen, legte diesem ungemeine Hindernisse in den Weg.

Mein Großvater setzte seine Brüder als Unterpächter in den zu seiner Pacht gehörigen Dörfern ein. Diese lebten nicht nur beständig bey meinem Großvater (unter dem Vorwand, ihm in seinen mannichfaltigen Geschäften beyzustehn), sondern wollten noch dazu am Ende des Jahres ihre Pachtgelder nicht bezahlen.

Die Gebäude, die zu meines Großvaters Pacht gehörten, waren vor Alter verfallen, mußten also ausgebessert werden. Auch war der Hafen und die Brücken in schlechtem Zustand gerathen. Dem Pachtkontrakt zufolge sollte der Gutsherr alles ausbessern und in brauchbaren Stand setzen lassen. Dieser hielt sich aber, wie alle Polnische Ma-

gnaten, beständig in Warschau auf, konnte also auf die Verbesserung seiner Güter keine Aufmerksamkeit wenden. Seine Verwalter hatten vielmehr die Verbesserung ihres eignen Zustandes als der herrschaftlichen Güter zum Hauptaugenmerk. Sie drückten die Unterthanen durch allerhand Erpressungen, vernachläßigten die zur Verbesserung der Ländereyen gegebenen Befehle, und verwandten die dazu bestimmten Gelder zu ihrem eigenen Gebrauch. Mein Großvater machte zwar diesen Verwaltern von Tage zu Tage Vorstellungen darüber, und betheuerte, daß er unmöglich seine Pacht bezahlen könne, wenn nicht dem Kontrakt gemäß, alles in gehörigen Stand gesetzt würde. Es half aber alles nichts, man versprach zwar beständig, die Versprechungen kamen aber nie zur Erfüllung. Der Erfolg davon war nicht nur der Verfall der Pachtung, sondern noch mehrere davon abhängende Uebel.

Da, wie schon erwähnt, dieser Ort eine große Passage hatte, und die Brücken in schlechten Umständen waren, so geschahe es nicht selten, daß diese Brücken, gerade wenn ein Polnischer Herr

mit seinem reichen Gefolge sie passirte, brachen, und Roß und Reuter im Sumpf versenkt wurden. Man ließ alsdann den armen Pächter hohlen, legte ihn neben die Brücke, und karbatschte ihn so lange, bis man glaubte, sich genug gerächt zu haben.

Mein Großvater that daher so viel in seinem Vermögen war, um dieses Uebel in der Zukunft zu verhüten. Zu diesem Behuf bestellte er einen von den Hausleuten, der an dieser Brücke beständig Wache halten mußte, daß wenn ein solcher Herr über die Brücke passiren, und sich ein Unglück dieser Art ereignen sollte, diese Schildwache alsdann den Vorfall aufs eiligste im Hause melden möchte, damit er Zeit habe sich mit seiner ganzen Familie im nächsten Gebüsch zu retten. Alsdann lief jeder voller Schrecken aus dem Hause, und nicht selten mußten alle die ganze Nacht durch unter freyem Himmel bleiben, bis sich einer nach dem andern dem Hause zu nähern wagte.

Diese Lebensart dauerte einige Generationen fort. Mein Vater pflegte von einem Vorfall

dieser Art zu erzählen, der sich ereignet, als er noch ein kleiner Knabe von ohngefähr acht Jahren gewesen. Die ganze Familie lief nach ihrem gewöhnlichen Zufluchtsort. Mein Vater aber, der davon nichts wußte, und hinter dem Ofen spielte, blieb allein zurück. Da nun der grimmige Herr mit seinem Gefolge in das Wirthshaus kam, und niemanden fand, an den er seine Rache ausüben konnte, so ließ er alle Winkel im Hause durchsuchen, wo man denn meinen Vater hinter dem Ofen fand. Der Herr fragte ihn: ob er Brantwein trinken wolle. Da er sich weigerte, schrie jener: Wenn du nicht Branntwein trinken willst, so sollst du Wasser trinken. Er ließ auch sogleich einen vollen Eimer Wasser hohlen, und zwang meinen Vater mit Peitschenschlägen, ihn ganz auszutrinken. Natürlich zog ihm diese Behandlung ein viertägiges Fieber zu, das beynahe ein ganzes Jahr dauerte, und seine Gesundheit völlig untergrub.

Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich, als ich ein Kind von drey Jahren war. Alles lief aus dem Hause, und auch die Hausmagd, die mich

auf dem Arme trug, eilte fort. Da aber die Bedienten des angekommenen Herrn ihr nachliefen, so beschleunigte sie ihre Schritte, und ließ mich aus großer Eile von den Armen fallen. Wimmernd blieb ich am Gebüsche auf der Erde liegen, bis zum Glück ein vorbeygehender Bauer mich aufhob, und mit sich nach Hause nahm. Erst da alles wieder ruhig, und die Familie nach Hause gekommen war, erinnerte sich die Magd, daß sie mich auf der Flucht verlohren, fing an zu lamentiren, und die Hände zu ringen. Man suchte mich überall, konnte mich aber nicht finden, bis endlich der Bauer aus dem Dorfe kam, und mich meinen Aeltern wiederbrachte.

Nicht Schrecken und Bestürzung, worin man bey einer solchen Flucht zu gerathen pflegte, war es allein, sondern es kam noch die Plünderung des von seinen Einwohnern entblößten Hauses hinzu. Bier, Branntwein und Meth wurde nach Belieben getrunken, ja zuweilen ging die Rache so weit, daß man die Gefäße ganz auslaufen ließ; Getreide und Federvieh wurden weggeführt u. s. w.

Hätte mein Großvater, anstatt mit einem Mächtigern zu rechten, lieber das Unrecht ertragen, und die gedachte Brücke lieber auf eigne Kosten gebauet, so hätte er alle diese Uebel vermeiden können. Er berief sich aber beständig auf seinen Kontrakt, und der Gutsverwalter spottete seines Elends.

Nun etwas von der innern Oekonomie meines Großvaters. Die Lebensart, die er in seinem Hause führte, war ganz simpel. Der jährliche Ertrag seiner zur Pacht gehörigen Aecker, Wiesen und Küchengärten, war nicht nur zum eignen Bedürfniß der Familie hinlänglich, sondern auch zum Brauen und Branntweinbrennen; ja er konnte noch jährlich eine Menge Getreide und Heu verkaufen. Seine Bienenzucht war zur Methbrauerey hinreichend. Auch hatte er eine Menge Vieh.

Die Hauptnahrung bestand in schlechten mit Kleien vermischten Kornbrod, Mehl- und Milchspeisen und Gartengewächsen, selten in Fleischspeisen. Die Kleidung war schlechtes Leinenzeug und grobes Tuch. Nur die Frauensleute machten hier eine geringe Ausnahme, und auch mein Vater, der

ein Gelehrter war, hatte eine andere Lebensart nöthig.

Die Gastfreyheit wurde hier sehr weit getrieben. Sobald ein Jude durch den Ort reiste (und da hier eine starke Passage war, auch die Juden in dieser Gegend mit ihren eigenen Fuhrwerken von Ort zu Ort beständig herumstreifen, so geschah dieß alle Augenblicke) mußte er im Wirthshause abtreten. Man kam ihm gleich vor dem Hause mit einem Glase Branntwein entgegen; reichte ihm mit der einen Hand den Schalam (*) und mit der andern das Glas Branntwein. Darauf mußte er sich die Hände waschen und zu Tische, der beständig gedeckt blieb, setzen.

Die Erhaltung einer zahlreichen Familie, und eine solche Gastfreyheit würden dennoch auf die Verminderung der Glücksumstände meines Großvaters keinen beträchtlichen Einfluß gehabt haben, wenn er nur dabey in seinem Hause eine bessere Oekonomie eingeführt hätte. Dieß aber war die Quelle seines Unglücks.

Mein Großvater war in Kleinigkeiten fast zu ökonomisch, und vernachläßigte daher Sachen von

(*) Den gewöhnlichen jüdischen Gruß.

größerer Wichtigkeit. Er sahe es, z. B. für Verschwendung an, in seinem Hause Wachs- oder Talglichter zu brennen; ihre Stelle mußten schmale Streifen von Kien vertreten, davon das eine Ende in die Ritzen der Wand gesteckt und das andere angezündet wurde. Nicht selten wurden dadurch Feuersbrünste veranlaßt, und mancher Schaden verursacht, wogegen der Gebrauch der Kerzen gar nicht zu rechnen gewesen seyn würde.

Die Stube, worin Bier, Branntwein, Meth, Heringe, Salz und andere im Wirthshause zum täglichen Debit gehörigen Waaren aufbehalten wurden, hatte keine Fenster, sondern bloße Oeffnungen, wodurch sie Licht erhielt. Dieß lockte daher nicht selten die im Wirthshause sich aufhaltenden Matrosen und Fuhrleute ins Zimmer hineinzusteigen und ganz unentgeltlich sich in Branntwein und Meth zu besaufen. Ja was noch schlimmer war, oft nahmen diese Saufhelden, aus Furcht auf frischer That ertappt zu werden, beym mindesten Geräusch das sie hörten, die Flucht, ohne sich mit Einsetzung des Zapfens aufzuhalten, sprangen aus den Löchern wo sie hineingekommen waren,

wieder heraus, und ließen das Getränk laufen, so lange es lief. Auf diese Art liefen zuweilen ganze Tonnen Brantwein und Meth aus.

Die Scheunen hatten keine ordentlichen Schlösser, sondern wurden bloß mit hölzernen Riegeln verschlossen; es konnte also, besonders da diese Scheunen etwas weit von der Hauptwohnung lagen, ein jeder nach Belieben daraus nehmen, ja wohl ganze Wagen mit Getreide wegfahren. Die Schafställe hatten überall Löcher wo die Wölfe (da es nicht weit vom Busche war) sich hineinschleichen, und nach Bequemlichkeit würgen konnten.

Die Kühe kamen sehr häufig mit leeren Eutern von der Weide. Nach dem dort herrschenden Aberglauben sagte man in solchen Fällen, die Milch sey ihnen durch Zauberey benommen worden; ein Uebel wogegen man nichts thun zu können glaubte.

Meine Großmutter, eine gute simple Frau, legte sich oft, ermüdet von ihren häuslichen Geschäften, in Kleidern auf den Ofen schlafen, und hatte alle Taschen voll Geld, ohne doch zu wissen wie viel. Dieß machte sich die Hausmagd zu nutze,

und

und leerte ihre Taschen zur Hälfte aus. Demohngeachtet spürte meine Großmutter (wenn nur jene es nicht gar zu grob machte), diese Leere selten.

Alle diese Uebel hätten zwar durch Ausbesserung der Gebäude, der Fenster, Fensterladen und Schlösser, durch gehörige Aufsicht über die mannichfaltigen zu dieser Pacht gehörigen einträglichen Geschäfte, wie auch durch genaue Berechnung der Einnahme und Ausgabe, leicht vermieden werden können. Aber daran wurde nie gedacht. Wenn hingegen mein Vater, der ein Gelehrter, und einigermaßen in der Stadt erzogen war, sich ein rabbinisches Kleid verfertigen ließ, wozu er etwas feineres Zeug als sonst gebräuchlich war, nöthig hatte, so ermangelte mein Großvater nicht ihm eine lange Strafpredigt über die Eitelkeit der Welt zu halten.

Unsre Vorfahren, pflegte er dann zu sagen, haben von solchen neumodischen Kleidungen nichts gewußt, und sind doch gewiß fromme Leute gewesen. Du mußt ein kalamanknes L e i b s e r d a k, mußt lederne Hosen, sogar mit Knöpfen, haben, und alles übrige nach diesem Verhältniß. Du wirst mich noch endlich an den Betelstab bringen, ich

werde über dich in Ketten gerathen. Ach ich armer unglücklicher Mann! Was wird aus mir werden?

Mein Vater berief sich dann wohl auf die Rechte und Vorzüge des Standes eines Gelehrten, zeigte auch außerdem, daß es bey einer sonst gut eingerichteten Oekonomie nicht so sehr darauf ankomme, ob man etwas besser oder schlechter lebe, und daß auch meines Großvaters Unglück gar nicht daher rühre, daß er in seiner Haushaltung viel verzehre, sondern daher, daß er aus Nachläßigkeit sich von andern plündern ließe. Dieß half aber bey meinem Großvater alles nichts. Er konnte keine Neuerungen leiden; es mußte also alles beym Alten bleiben.

Mein Großvater wurde in seinem Wohnort für einen reichen Mann gehalten, (der er auch wirklich seyn konnte, wenn er nur die Gelegenheit sich zu Nutze zu machen verstanden hätte) und von allen, auch von seiner eigenen Familie darüber beneidet und gehaßt, von seinem Gutsherrn verlassen, von dessen Intendanten auf alle mögliche Art beeinträchtigt, und sowohl von seinen eignen Haus-

leuten als von Fremden betrogen und bestohlen; kurz er war der ärmste reiche Mann von der Welt.

Hiezu kamen noch größere Unglücksfälle, die ich hier nicht ganz mit Stillschweigen übergehen kann. Der Pope (Russische Geistliche) in diesem Dorfe war ein dummer, unwissender Einfaltspinsel, der kaum schreiben und lesen gelernt hatte. Dieser saß beständig im Wirthshause, soff mit seinen Pfarrkindern, den Bauern, Branntwein, und ließ immer seine Zeche anschreiben, ohne je an Bezahlung der Rechnung zu denken. Mein Großvater war dieß endlich müde, und beschloß, ihm nichts mehr auf Borg zu geben. Dieß nahm jener, wie natürlich, sehr übel, und war daher auf Rache bedacht.

Er fand endlich ein Mittel dazu, wofür die Menschheit freylich zurückschaudert, wovon aber die katholischen Christen in Polen zu damaliger Zeit sehr häufig Gebrauch zu machen pflegten, nehmlich meinen Großvater eines Christenmords wegen anzuklagen, und ihm ein Halsgericht zuzuziehn. Dieß geschah auf folgende Weise. Ein Bi-

berfänger, der sich in dieser Gegend wegen des Biberfangs am Niemen, beständig aufhielt, pflegte zuweilen meinem Großvater heimlich (denn der Biberfang ist da ein Regal, und alle müssen nach Hofe geliefert werden) Biber zu verhandeln. Dieser kam einst um Mitternacht, klopfte an, und ließ meinen Großvater herausrufen. Er zeigte ihm einen Sack der ziemlich schwer zu heben war, und sagte mit einer geheimnißvollen Miene: Hier habe ich dir einen tüchtigen Kerl gebracht. Mein Großvater wollte Feuer anmachen, den Biber besehen, und darüber mit dem Bauer akkordiren; dieser aber sagte, es sey nicht nöthig, er könne den Biber immer zu sich nehmen, sie würden schon darüber einig werden. Mein Großvater, der nichts schlimmes argwöhnte, nahm den Sack, so wie er war zu sich, legte ihn beyseite und begab sich wieder zur Ruhe. Kaum war er aber wieder eingeschlafen, so wurde er zum zweytenmale mit großem Gelärm herausgeklopft.

Es war der gedachte Geistliche mit einigen Dorfbauern, die sogleich anfingen im Hause überall Untersuchungen anzustellen. Sie fanden den Sack,

und mein Großvater zitterte schon für den Ausgang, weil er nichts anders glaubte, als daß er, des heimlichen Biberhandels wegen, am Hofe verrathen worden sey, und es nun nicht leugnen konnte. Wie groß war aber sein Entsetzen, als man den Sack aufmachte, und anstatt des Bibers einen todten Leichnam darin fand.

Man band meinem Großvater gleich die Hände auf den Rücken, schlug die Füße in Klötze, warf ihn auf einen Wagen und brachte ihn nach der Stadt Mirz, wo man ihn dem Kriminalrichter übergab. Er wurde in Ketten geschmiedet und in ein finstres Gefängniß gebracht.

Beym Verhöre bestand mein Großvater auf seine Unschuld, erzählte die Begebenheiten genau, wie sie vorgefallen, und forderte, wie billig, daß man auch den Biberfänger verhören sollte. Dieser aber war nirgends zu finden, und schon über alle Berge. Man ließ überall ihn suchen. Der blutgierige Kriminalrichter aber, dem unterdessen die Zeit zu lang wurde, ließ meinen Großvater dreymahl nacheinander auf die Tortur bringen.

Er blieb aber immer dabey, daß er in Ansehung des todten Körpers unschuldig sey.

Endlich fand man den Biberheld; er wurde inquirirt und da er die ganze Sache geradezu leugnete, machte man mit ihm auch die Torturprobe; wobey er sogleich alles gestand. Er sagte aus, daß er vor einiger Zeit diesen todten Körper im Wasser gefunden, und nach der Pfarre zum Begraben bringen wollen. Der Pfarrer aber habe zu ihm gesagt: Mit dem Begraben hat es noch Zeit. Du weißt, daß die Juden verstockt, und daher in alle Ewigkeit verdammt sind. Sie haben unsern Herrn Jesum Christum gekreuzigt, und noch bis jetzt suchen sie christlich Blut, wenn sie es nur habhaft werden können, zu ihrem Osterfest, welches zum Zeichen dieses Triumphs eingesetzt ist. Sie brauchen es zu ihrem Osterkuchen. Du wirst also ein verdienstliches Werk thun, wenn du diesen todten Körper dem verdammten Juden von Pächter ins Haus praktiziren kannst. Du mußt dich freylich aus dem Staube machen, allein dein Gewerbe kannst du überall treiben.

Auf dieß Geständniß wurde der Kerl ausgepeitscht und mein Großvater in Freyheit gesetzt; der Pope aber blieb Pope.

Zum ewigen Denkmal dieser Errettung meines Großvaters vom Tode verfertigte mein Vater in hebräischer Sprache eine Art Epopee, mit lyrischen Gesängen untermengt, worin die ganze Begebenheit erzählt, und die Güte Gottes besungen wurde. Man machte auch zum Gesetz, daß dieser Errettungstag alle Jahre in der Familie gefeyert, und dabey dieses Gedicht, (so wie das Buch Esther am Hamannsfest) vorgelesen werden sollte.

Zweytes Kapitel.

Erste Jugenderinnerungen.

Auf diese Art lebte mein Großvater in dem Wohnort seiner Vorfahren viele Jahre hindurch; diese Pacht war gleichsam ein Eigenthum der Familie geworden. Vermöge des jüdischen Ritualgesetzes der Chasaka, d. h. Recht des Eigenthums an ein Gut, welches durch einen dreyjährigen Besitz erworben, und auch von den Christen in dieser Gegend respektirt wird, durfte kein anderer Jude diese Pacht durch eine Hossoffa, d. h. durch Erhöhung des Pachtgeldes an sich ziehen, wenn er nicht den jüdischen Kirchenbann auf sich laden wollte, und obgleich der Besitz der Pachtung mit vielen Mühseligkeiten und selbst Gewaltthätigkeiten verknüpft war, so war er doch auch von der andern Seite wieder sehr einträglich. Mein Großvater konnte nicht nur als ein wohlhabender

Mann leben, sondern auch seine Kinder reichlich versorgen.

Seine drey Töchter wurden wohl ausgestattet, und an brave Männer verheirathet. Seine zwey Söhne, mein Onkel Moses und mein Vater Josua, verheiratheten sich gleichfalls, und da er schon alt, und von den ausgestandenen Mühseligkeiten geschwächt war, so übergab er die Hausverwaltung seinen Söhnen gemeinschaftlich. Diese, von verschiedenen Temperamenten und Neigungen (mein Onkel Moses war von starker Leibeskonstitution und schwachem Geist; mein Vater aber das Gegentheil von ihm) konnten nicht gut zusammen harmoniren. Mein Großvater übergab also meinem Onkel ein anderes Dorf, und behielt meinen Vater bey sich, obgleich dieser vermöge seines Standes als Gelehrter den häuslichen Geschäften nicht sonderlich gewachsen war. Er hielt bloß Rechnung, schloß Kontrakte, führte Prozesse u. dgl. Meine Mutter hingegen war eine sehr lebhafte, zu allen Geschäften aufgelegte Frau. Sie war klein von Statur, und damals noch sehr jung.

Eine Anekdote kann ich hier nicht unberührt lassen, weil sie die erste Erinnerung aus meinen Jugendjahren ist. Ich war damals ungefähr drey Jahr alt. Die sich da beständig aufhaltenden Kaufleute, und besonders die Shaffars, d. h. die Edelleute, die die Führung der Schiffe Einkauf und Lieferung der Waaren, für die großen Herrn übernahmen, liebten mich, wegen meiner Lebhaftigkeit außerordentlich und trieben mit mir allerhand Spas.

Diese lustigen Herren gaben meiner Mutter, wegen ihrer Kleinheit und Lebhaftigkeit, den Zunahmen Kuza d. h. ein junges Füllen. Da ich sie oft so nennen hörte, und die Bedeutung davon nicht wußte, so nannte ich sie auch Mama Kuza. Meine Mutter verwieß mir dieses, und sagte: Gott straft denjenigen, der seine Mutter Mama Kuza nennt. Einer dieser Shaffers, Herr Piliczki, pflegte täglich in unserm Hause Thee zu trinken, und lockte mich dadurch an sich, daß er mir zuweilen ein Stückchen Zucker gab. Eines Morgens, da ich mich bey seinem Theetrinken, zum Empfang des Zuckers, wie gewöhnlich einge-

stellt hatte, sagte er: er würde mir nur unter der Bedingung ein Stückchen Zucker geben, daß ich Mama Kuza sagen solle. Da nun meine Mutter zugegen war, so weigerte ich mich dieß zu thun. Er winkte also meiner Mutter zu, daß sie sich in ein Nebenzimmer begeben möchte. Da sie sich versteckt hatte, ging ich zu ihm und sagte ihm ins Ohr: Mama Kuza. Er bestand aber darauf, daß ich es recht laut sagen sollte, und versprach mir so viel Stücken Zucker zu geben, als ich es laut sagen würde. Ich sagte also: Herr Piliezki will, ich soll Mama Kuza sagen, ich aber will nicht Mama Kuza sagen, weil Gott den straft, der Mama Kuza sagt, und bekam darauf meine drey Stückchen Zucker richtig.

Mein Vater führte im Hause eine feinere Lebensart ein, besonders da er nach Königsberg in Preußen handelte, wo er allerhand schöne und nützliche Sachen zu sehn bekam. Er schafte sich zinnernes und messingenes Geschirr an. Man fing an besser zu essen, sich schöner zu kleiden, als sonst, ja ich wurde sogar in Damast gekleidet.

Drittes Kapitel.

Privaterziehung und Selbststudium.

In meinem sechsten Jahr fing mein Vater mit mir an die Bibel zu lesen. Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. Hier unterbrach ich meinen Vater, und fragte: Aber Papa, wer hat Gott erschaffen?

V. Gott ist von niemand erschaffen, er war von aller Ewigkeit da.

J. War er auch vor zehn Jahren da?

V. O ja, er war auch vor hundert Jahren da.

J. Also ist Gott vielleicht schon tausend Jahr alt?

V. Behüte! Gott war ewig.

J. Aber er hat doch einmal geboren werden müssen?

V. Närrchen, nein! er war ewig und ewig und ewig. —

Ich war zwar mit dieser Antwort nicht befriedigt, aber ich dachte doch, Papa müsse es besser wissen als ich, und ich müsse es also dabey bewenden lassen.

Diese Vorstellungsart ist der ersten Jugend bey der der Verstand noch unentwickelt, die Einbildungskraft hingegen in ihrer vollen Blüthe ist, sehr natürlich.

Der Verstand sucht bloß zu *fassen*, die Einbildungskraft aber zu *umfassen*, d. h. der Verstand sucht sich bloß die Entstehungsart eines Objekts begreiflich zu machen, ohne darauf zu sehen, ob auch das Objekt, dessen Entstehungsart bekannt ist, von uns wirklich dargestellt werden kann, oder nicht. Die Einbildungskraft hingegen sucht dasjenige, dessen Entstehungsart uns bekannt ist, in ein Bild als ein Ganzes zu umfassen. Für den Verstand ist z. B. eine unendliche Reihe Zahlen, die nach einem bestimmten Gesetze fortschreitet, eben so gut ein Objekt (dem durch dieses Gesetz bestimmte Eigenschaften zukommen) als eine endliche Reihe, die

nach eben diesem Gesetze fortschreitet. Für die Einbildungskraft hingegen ist zwar diese, nicht aber jene ein Objekt, weil sie dieselbe nicht als ein vollendetes Ganze umfassen kann.

Diese Betrachtung veranlaßte bey mir eine geraume Zeit nachher, da ich in Breslau mich aufhielt, einen Gedanken, den ich in einem Aufsatze, den ich Herrn Professor Garve vorzeigte, äußerte, und der, obschon ich damals von der Kantischen Philosophie noch nichts wußte, dennoch die Grundlage derselben ausmacht. Ich äußerte denselben ungefähr auf folgende Art: Die Metaphysiker gerathen nothwendig mit sich selbst in Widerspruch. Das Gesetz des zureichenden Grundes oder der Ursache, ist, nach Leibnitzens eignes Geständniß (der sich hierin auf den Versuch des Archimedes mit der Wagschale beruft) ein Erfahrungssatz; nun findet man zwar in der Erfahrung, daß jedes Ding seine Ursache hat, aber eben darum, weil jedes Ding seine Ursache hat, nichts als erste Ursache d. h. solche die keine Ursache hat. Wie können also die Metaphysiker aus eben diesem Satze das Daseyn einer ersten Ursache herleiten?

Nachher fand ich diesen Einwurf in der Kantischen Philosophie noch näher entwickelt, indem hier gezeigt wird, daß die Kathegorie von Ursache, oder die Form der hypothetischen Sätze von den Gegenständen der Natur gebraucht, wodurch ihr Verhältniß zu einander a priori bestimmt wird, nur von Gegenständen der Erfahrung, durch ein Schema a priori gebraucht werden könne. Die erste Ursache, (die eine vollständige unendliche Reihe von Ursachen und also in der That einen Widerspruch enthält, weil das Unendliche nie vollständig werden kann) ist kein Objekt des Verstandes, sondern eine Vernunftidee, oder nach meiner eignen Theorie, eine Fiktion der Einbildungskraft, die nicht zufrieden mit der bloßen Erkenntniß des Gesetzes, das Mannigfaltige selbst, das dem Gesetze unterworfen ist, in ein Bild, obschon dem Gesetze selbst zuwider, zu fassen sucht.

Ein andermal las ich in der Bibel die Geschichte von Jakob und Esau; mein Vater citirte mir hiebey eine Stelle aus dem Talmud, wo es hieß: Jakob und Esau theilten alle Güter der Welt untereinander; Esau wählte sich die Güter dieses,

Jakob hingegen die Güter des zukünftigen Lebens; und da wir von Jakob herstammen, so müssen wir allen Anspruch auf die zeitlichen Güter aufgeben.

Hierauf sagte ich mit Unwillen, Jakob sollte kein Narr gewesen seyn, und lieber die Güter dieser Welt gewählt haben.

Leider bekam ich hierauf zur Antwort: du gottloser Bube! und unmittelbar darauf eine Ohrfeige. Mein Zweifel war freylich damit nicht gehoben, aber es brachte mich doch zum Stillschweigen.

Der Fürst Radzivil der ein großer Liebhaber der Jagd war, kam einst mit seiner Tochter (die nachher den Fürsten Rawuzky geheirathet hat) und seinem ganzen Hofstaat nach unserm Dorfe, um daselbst einer Jagd beyzuwohnen.

Die junge Fürstinn begab sich, um Mittagsruhe zu halten, mit ihren Hofdamen, Kammerdienern und Lakeien in eben das Zimmer, wo ich als ein Knabe hinter dem Ofen saß. Ich erstaunte über die große Pracht und den Glanz des Hofstaats, gafte voller Entzücken die Schönheit der Personen, und die mit Silber und Gold bordirten

Klei-

Kleidungen an, und konnte daran meine Augen nicht sättigen. Mein Vater kam eben dazu, als ich ganz außer mich vor Freuden in die Worte ausbrach: Ach! wie schön! Um mich zu beruhigen, und zugleich in den Grundsätzen unsers Glaubens zu befestigen, raunte er mir ins Ohr: Närrchen! In jener Welt wird die Duksel bey uns die Pezsure heitzen, d. h. im zukünftigen Leben wird die Fürstinn bey uns den Ofen heitzen. Man kann sich gar nicht die Art von Empfindung vorstellen, die diese Erklärung bey mir hervorbrachte. Von der einen Seite glaubte ich meinem Vater, und war über diese zukünftige Glückseligkeit sehr froh; doch hatte ich zugleich Mitleiden mit der armen Fürstinn, die zu einem solchen schimpflichen Dienst verdammt werden sollte. Von der andern Seite aber wollte es mir doch nicht in den Kopf, daß diese hübsche reiche Fürstinn, in dieser prächtigen Kleidung, den Ofen eines armen Juden heitzen sollte. Ich gerieth darüber in die größte Verlegenheit, bis mir ein Spiel diese Gedanken aus dem Kopfe brachte.

Ich hatte von meiner Kindheit an viel Neigung und Genie zum Zeichnen. Zwar hatte ich in meinem väterlichen Hause nie ein Werk dieser Kunst zu sehen bekommen, aber ich fand am Titelblatt einiger hebräischen Bücher Holzschnitte von Laubwerk, Vögeln und dergleichen; ich fand an diesen Holzschnitten einen großen Gefallen, und bestrebte mich, dieselben mit einem Stückchen Kreide oder einer Kohle nachzuzeichnen. Was aber diesen Trieb bey mir noch verstärkte, war ein hebräisches Fabelnbuch, worin die agirenden Personagen (die Thiere) durch solche Holzschnitte vorgestellt waren. Ich zeichnete alle Figuren mit der größten Genauigkeit ab. Mein Vater bewunderte zwar hierinnen meine Geschicklichkeit, schalt aber zugleich auf mich, mit diesen Worten: Willst du ein Mahler werden? Du sollst den Talmud studiren und ein Rabiner werden. Wer den Talmud versteht, der versteht alles.

Diese Begierde und Fähigkeit zur Mahlerkunst ging bey mir so weit, daß da mein Vater sich in H. etablirt hatte, wo ein Herrenhof mit einigen sehr schön tapezirten Zimmern war, die aber

beständig leer standen, weil der Gutsherr anders-wo residirte, und diesen Ort sehr selten besuchte, ich mich, wenn ich nur konnte, vom Hause wegzu-stehlen pflegte, um die Figuren von den Tapeten abzuzeichnen.

Man fand mich einst mitten im Winter, halb erfroren, vor der Wand stehen, mit der einen Hand das Papier haltend (denn es waren keine Meubel in diesem Saale) und mit der andern Hand die Figuren von der Wand abzeichnend. Doch urtheile ich jetzt von mir selbst, ich wäre zwar, wenn ich dazu angehalten worden wäre, ein großer, aber kein genauer Mahler geworden, d. h. ich würde mit Leichtigkeit die Hauptzüge eines Gemäldes ent-werfen, hätte aber zur genauen Ausarbeitung keine Geduld.

Mein Vater hatte in seiner Studierstube ei-nen Schrank mit Büchern stehen, er verbot mir zwar alle andern Bücher außer dem Talmud zu lesen. Aber es half nichts. Da mein Vater die mehrste Zeit mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigt war, so machte ich mir diese Zeit zu Nutze.

Aus Neugierde machte ich mich über den Schrank her, blätterte alle Bücher durch, und da ich schon ziemlich Hebräisch verstand, fand ich an einigen derselben mehr Behagen als an dem Talmud.

Dieß ging auch ganz natürlich zu. Man vergleiche die trocknen, einem Kinde meist unverständlichen Gegenstände des Talmuds (das ungerechnet, was die Jurisprudenz betrift) die Gesetze der Opfer, der Reinigung, der verbotenen Speisen, der Feyertage u. s. w. worin die seltsamsten Rabbinischen Grillen mit der feinsten Dialektik, und die abgeschmacktesten Untersuchungen mit der höchsten Anstrengung der Geisteskräfte in vielen Bänden durchgeführt werden. Z. B. Wie viel weiße Haare die rothe Kuh haben kann, und doch eine rothe Kuh bleibt? wie die verschiedene Arten Krätze beschaffen seyn müssen, um diese oder jene Reinigungsart zu bedürfen? ob man eine Laus oder Floh am Schabath todtschlagen darf? (wovon das erste erlaubt, das andere aber eine Todsünde ist) ob das Schlachten eines Viehes am Halse oder am Schwanze verrichtet werden soll? ob der Hohe-

priester das Hemd und nachher die Hosen, oder umgekehrt angezogen hat? wenn der Jabam (der Bruder des kinderlos Verstorbenen, der nach den Gesetzen seine hinterlassene Wittwe heirathen muß) vom Dache herunterfiele, und in Koth stecken bliebe, ob er damit sich seiner Pflichten entledigt habe oder nicht? Ohe iam satis est! Man vergleiche, sage ich, diese herrlichen Gerüchte, die man der Jugend auftischt und bis zum Ekel aufdringt, mit Geschichte, wo natürliche Begebenheiten auf eine lehrreiche und angenehme Art vorgetragen werden, mit Kenntniß des Weltbaues, wodurch die Aussichten in der Natur erweitert, und das große Ganze in ein wohlgeordnetes System gebracht wird, u. dgl. so wird man wahrhaftig meine Wahl hierin rechtfertigen.

Die vorzüglichsten darunter waren: eine hebräische Chronik (unter dem Titel: Zemach David, von einem gescheuten Oberrabiner in Prag, Nahmens Rabbi David Gans abgefaßt, der auch der Verfasser des astronomischen Buchs ist, wovon in der Folge gesprochen wird, und der die Ehre hatte mit Ticho Brahe bekannt zu seyn,

und mit ihm auf dem Observatorium zu Kopenhagen astronomische Beobachtungen anzustellen, ein Josephus, der, wie man aus gewissen Gründen beweisen kann, untergeschoben ist; eine Geschichte der Verfolgung der Juden in Spanien und Portugal; und was mich am stärksten an sich zog, ein astronomisches Buch.

Hier eröffnete sich mir eine neue Welt, ich machte mich also mit dem größten Fleiße darüber. Man denke sich ein Kind von ohngefähr sieben Jahren, das noch nie von den ersten Elementen der Mathematik etwas gesehn oder gehört hat, dem ein astronomisches Buch in den Wurf kömmt, und seine Aufmerksamkeit auf sich zieht, worüber ihm aber niemand Anweisung geben kann (meinem Vater durfte ich meine Begierde darnach nicht wissen lassen, und ohnedem war dieser selbst nicht im Stande mir hierüber Auskunft zu geben); wie muß dieses seinen nach Wissenschaften schmachtenden Geist nicht entflammt haben! Dieses zeigt auch der Erfolg.

Da ich noch ein Kind war, und die Betten in meines Vaters Hause sehr rar waren, so war es

mir erlaubt, mit meiner alten Großmutter (deren Bette in gedachter Studierstube stand), in einem Bette zu schlafen. Und da ich den Tag über bloß mit dem Studium des Talmuds mich abgeben mußte, und kein anderes Buch in die Hand nehmen durfte, so bestimmte ich die Abende zu meinen astronomischen Betrachtungen.

Nachdem also die Großmutter zu Bette gegangen war, steckte ich mir frisches Kienholz an, machte mich über den Schrank her und holte mir mein geliebtes astronomisches Buch hervor. Die Großmutter schalt mich zwar deswegen, weil es der alten Frau zu kalt war, um allein im Bette zu liegen, ich aber kehrte mich nicht daran, und setzte mein Studium so lange fort, bis das Kienholz ausgebrannt war.

Nachdem ich dieses einige Abende getrieben hatte, kam ich endlich zu der Vorstellung von dem Himmelsglobus und seinen zur Erklärung der astronomischen Erscheinungen erdichteten Zirkeln.

Dieses war im Buche durch eine einzige Figur vorgestellt, wobey der Verfasser dem Leser

den guten Rath gab, daß er zur bessern Verständlichkeit, indem die mannigfaltigen Zirkel in einer Flächenfigur nicht anders als durch gerade Linien vorgestellt werden könnten, sich entweder einen ordentlichen Globus, oder eine Sphaera armillaris verfertigen solle.

Ich faßte also den Vorsatz, eine solche Sphaera armillaris aus geflochtenen Ruthen zu verfertigen; nachdem ich diese Arbeit zu Ende gebracht hatte, war ich im Stande das ganze Buch zu fassen. Da ich mich aber in Acht nehmen mußte, daß mein Vater von dieser meiner Beschäftigung nichts erfahre, so versteckte ich immer meine Sphaera armillaris, ehe ich zu Bette ging, in einen Winkel hinter den Schrank.

Meine Großmutter, die verschiedenemal bemerkt hatte, daß ich ganz im Lesen vertieft sey, und dann und wann auf aus Ruthen geflochtene kreutzweise aufeinander gelegte Kreise meinen Blick richtete, gerieth hierüber in den größten Schreck; sie glaubte nicht anders, als daß ihr Enkel närrisch geworden sey.

Sie unterließ also nicht, meinen Vater hiervon zu benachrichtigen, und demselben den Verwahrungsort des magischen Instruments anzuzeigen. Dieser rieth bald, was dieses bedeuten müßte. Er nahm also den Globus in die Hand und ließ mich zu sich rufen. Als ich kam, fragte er mich mit folgenden Worten:

V. Was hast du dir da für ein Spielwerk gemacht?

J. Dieses ist ein Kader. *)

V. Was soll dieses bedeuten?

Ich erklärte ihm hierauf den Gebrauch aller Zirkel zur Begreiflichmachung der himmlischen Erscheinungen.

Mein Vater, der zwar ein guter Rabbiner war, aber kein sonderliches Talent zu Wissenschaften hatte, konnte nicht alles begreifen, was ich ihm begreiflich machen wollte; besonders befremdete ihn die Vergleichung meiner Sphaera armillaris mit der Figur im Buche, und wie aus gera-

*) Die Benennung eines Globus im Hebräischen.

den Linien Zirkel entsprungen wären, aber so viel konnte er doch einsehen, das ich meiner Sache gewiß war.

Er schalt daher zwar auf mich, daß ich sein Verbot, mich mit etwas anderm außer dem Talmud abzugeben, übertreten habe, freute sich aber doch innerlich, daß sein junger Sohn, ohne einen Anführer und Vorkenntniß zu haben, von sich selbst ein ganzes Werk von einer Wissenschaft habe durcharbeiten können; und damit war dieser Proceß zu Ende.

Viertes Kapitel.

Jüdische Schulen. Die Freude, daraus erlößt zu werden, verursacht einen steifen Fuß.

Mein älterer Bruder, Joseph, und ich, wurden nach der Stadt Mirz in die Schule geschickt. Mein Bruder, der ohngefähr zwölf Jahr alt war, wurde bey einem damals berühmten Schulmeister Nahmens Jossel, in die Kost gegeben. Dieser war das Schrecken aller jungen Leute, die Geißel Gottes; er behandelte seine Untergebenen mit einer unerhörten Grausamkeit, peitschte sie um das mindeste Vergehn bis aufs Blut, riß nicht selten Ohren ab und schlug Augen aus; und wenn dann die Aeltern dieser Unglücklichen zu ihm kamen, und ihn zur Rede stellten, so schmiß er sie, ohne Unterschied der Person, mit Steinen oder was er sonst fand, und jagte sie aus der Stube mit seinem Stock bis nach ihrer Wohnung. Alle die unter seiner Zucht

standen sind entweder Dummköpfe oder große Gelehrte geworden. Ich, der ich damals nur sieben Jahr alt war, wurde zu einem andern Schulmeister geschickt.

Eine Anekdote muß ich hier erzählen, die von der einen Seite große brüderliche Liebe beweist, und von der andern als Aeußerung des Gemüthszustandes eines Kindes anzusehen ist, das zwischen Hofnung der Erleichterung eines Uebels, und Furcht vor der Vergrößerung desselben schwebt. Ich kam einst aus der Schule mit verweinten Augen (sie hatten gewiß ihre Ursache dazu). Mein Bruder bemerkte es und fragte mich nach der Ursache. Anfangs trug ich Bedenken ihm darauf zu antworten, endlich aber sagte ich: ich weine darüber, daß man nicht aus der Schule plaudern darf. Mein Bruder verstand mich sehr wohl, war außerordentlich wider meinen Lehrer entrüstet und wollte ihm darüber den Text lesen. Ich bat ihn aber, er möchte es nicht thun, weil allem Vermuthen nach der Lehrer mir das aus der Schule plaudern entgelten lassen würde.

Nun muß ich noch etwas von der Beschaffenheit jüdischer Schulen überhaupt sagen. Die Schule ist gemeiniglich eine kleine Rauchhütte, und die Kinder sind theils auf Bänken, theils auf bloßer Erde zerstreut. Der Lehrer, im schmutzigen Hemd auf dem Tisch sitzend, hält zwischen den Beinen einen Napf, worin er mit einer großen Herkuleskeule Schnupftoback reibt, und zugleich sein Regiment kommandirt. Die Unterlehrer exerciren jeder in seinem Winkel, und beherrschen ihre Untergebenen eben so wie der Lehrer selbst, ganz despotisch. Von dem Frühstück, Vesperbrod u. s. w. das man den Kindern in die Schule schickt, behalten diese Herren den größten Theil für sich, ja zuweilen bekommen die armen Jungen gar nichts davon, und doch dürfen sie sich darüber nicht beklagen, wenn sie nicht der Rache dieser Tyrannen ausgesetzt seyn wollen. Hier werden die Kinder vom Morgen bis Abend eingekerkert, und haben gar keine Freystunden außer am Freytage und am Neumond einen Nachmittag.

Was das Studium selbst betrift, so wird wenigstens das Lesen der hebräischen Schrift noch

ziemlich ordentlich erlernt. Hingegen geht es mit der Erlernung der hebräischen Sprache ganz seltsam zu. Grammatik wird in der Schule nicht traktirt, sondern diese muß ex usu, durch Uebersetzung der heiligen Schrift erlernt werden, so ohngefähr wie der gemeine Mann durch den Umgang, auf eine sehr unvollständige Art die Grammatik seiner Muttersprache lernt. Auch giebt es kein Wörterbuch der hebräischen Sprache. Man fängt also bey Kindern gleich mit Explicirung der Bibel an; und da diese in so viele Abschnitte getheilt ist, als Wochen im Jahr sind (damit man die Bücher Mosis, worin alle Sonnabend in der Synagoge gelesen wird, in einem Jahre durchlesen könne) so werden alle Woche einige Verse vom Anfange des dieser Woche gehörigen Abschnitts explicirt, und dieses mit allen möglichen grammatikalischen Fehlern. Es ist auch nicht gut anders möglich; denn da das Hebräische durch die Muttersprache explicirt werden soll; die Jüdisch-Polnische Muttersprache aber selbst voller Mängel und grammatischen Unrichtigkeiten ist, so muß auch natürlich die dadurch erlernte hebräische Sprache von glei-

chem Schlage seyn. Der Schüler bekömmt auf diese Art eben so wenig Kenntniß von der Sprache, als von dem Inhalt der Bibel.

Außerdem haben noch die Talmudisten allerhand seltsame Einfälle der Bibel angeheftet. Der unwissende Lehrer glaubt getrost, daß die Bibel in der That keinen andern Sinn haben könne als diese Erklärer ihr beylegen, und sein Schüler muß es ihm nachglauben, wodurch der richtige Wortverstand nothwendig verloren gehn muß. Wenn es z. B. im ersten Buch Mosis heißt: Jakob schickte Boten an seinen Bruder Esau u. s. w. so gefiel es den Talmudisten vorzugeben, daß diese Boten Engel gewesen. Denn obgleich das Wort Malachim im Hebräischen sowohl Boten als Engel bedeutet, wählten diese Wunderhäscher doch lieber die zweyte Bedeutung, da die erste nichts Wunderbares in sich enthält. Der Schüler glaubt also steif und fest, daß Malachim nichts anders als Engel bedeute, und die natürliche Bedeutung von Boten geht für ihn ganz verloren. Nur durch eignes Studium und Lesung einiger Grammatiken sowohl als grammatisch = kritischer Kommentare über die Bibel, z. B. Rabbi

David Kimesi und Aben Esra (wovon aber die wenigsten Rabbiner Gebrauch machen) kann man nach und nach zu richtiger Erkenntniß der hebräischen Sprache und einer gesunden Exegese gelangen.

Da die Kinder in der Blüthe ihrer Jugend zu einer solchen Hölle von Schule verdammt sind, so kann man sich leicht denken, mit welcher Freude und Entzücken sie ihrer Befreyung entgegen sehen müssen. Wir (mein Bruder und ich), wurden zu den großen Festtagen nach Hause abgeholt, und bey einer solchen Spatzierfahrt ereignete sich folgende Begebenheit, die in Ansehung meiner sehr kritisch war. Meine Mutter kam einst vor dem Pfingstfest nach der Stadt, wo wir in der Schule waren, um verschiedenes zu ihrem Hauswesen nothwendiges einzukaufen. Sie nahm uns hierauf mit nach Hause. Die Befreyung von der Schule und der Anblick der schönen Natur, die sich um diese Zeit in ihrem besten Schmuck zeigt, entzückte uns so sehr daß wir dadurch auf allerhand muthwillige Einfälle geriethen. Als wir nicht mehr weit von unsrer Heimath entfernt waren, sprang mein Bruder aus dem Wagen und lief zu Fuße; ich wollte ihm diesen kühnen

nen Sprung nachmachen, hatte aber zum Unglück nicht genug Kräfte dazu. Ich fiel daher hart am Wagen nieder, so daß meine Beine zwischen die Räder kamen und das Rad über mein linkes Bein fuhr, das dadurch jämmerlich zerquetscht wurde. Man brachte mich halb todt nach Hause. Mein Fuß wurde kontrakt, und ich konnte ihn gar nicht bewegen.

Man konsulirte darüber einen jüdischen Doktor, der zwar nicht ordentlich auf einer Universität studirt und promovirt, sondern sich seine medicinischen Kenntnisse bloß dadurch erworben hatte, daß er bey einem Arzt gedient, und einige medicinische Bücher in Polnischer Sprache gelesen, der aber nichts destoweniger ein sehr guter praktischer Arzt war, und viel glückliche Kuren machte. Dieser sagte, daß er jetzt zwar keine Medecin im Vorrath habe, (eine Medecinapotheke war ohngefähr zwanzig Meilen von dem Orte entfernt) und folglich nichts methodisches verordnen könne, unterdessen möchte man doch ein leichtes Hausmittel gebrauchen. Man sollte nehmlich einen Hund todschlagen und den kontrakten Fuß hineinstecken; dieses einigemal wiederholt,

würde gewiß Erleichterung schaffen. Man befolgte seine Vorschrift mit dem gewünschten Erfolg, so daß ich nach einigen Wochen den Fuß wieder bewegen und darauf treten konnte, auch nach und nach völlig wiederhergestellt wurde.

Ich denke, es wäre gar nicht übel, wenn die Medeciner auf solche Hausmittel, deren man sich in Gegenden wo keine ordentlichen Aerzte und Apotheken sind mit sehr gutem Erfolg bedient, aufmerksamer würden, und sogar zu diesem Behuf besondere Reisen anstellten. Ich weiß eine Menge Beyspiele dieser Art, die sich auf keine Weise wegraisoniren lassen. Doch dieses im Vorbeygehn. Ich komme auf meine Geschichte zurück.

Fünftes Kapitel.

Meine Familie wird ins Elend verjagt, und ein alter Diener kömmt durch seine große Treue um ein christliches Begräbniß.

Mein Vater, der, wie schon erwähnt worden, nach Königsberg in Preußen handelte, hatte einst einige Tonnen Salz und Heringe, die er daselbst gekauft, auf ein Schiff des Fürsten Radzivil geladen. Als er nach Hause kam und seine Waare abholen wollte, leugnete ihm der Schaffner Schachna den Empfang derselben geradeweg. Mein Vater zeigte nun den Schein vor, den er über den Empfang dieser Waaren ausgestellt hatte, der Schaffner riß ihm aber denselben aus den Händen, und schmiß ihn ins Feuer. Mein Vater sahe sich also gezwungen, darüber einen langwierigen und kostbaren Prozeß zu führen, den er aber bis zum folgenden Jahr verschieben mußte, weil er noch einmal nach Königsberg reiste. Hier ließ er sich von dem Zollamt einen Schein geben, worin bezeugt wurde,

daß er die gedachten Waaren auf des Fürsten Radzivils Schiff, unter Direktion des H. Schachna, geladen hätte. Auf diesen Schein wurde also der Schaffner vor Gericht vorgeladen, fand aber nicht für gut sich einzustellen, und mein Vater gewann den Prozeß in der ersten, zweyten und dritten Instanz. Bey der damaligen schlechten Polnischen Justitzverfassung hatte er aber demohngeachtet keine Macht diesen Rechtsspruch vollziehn zu lassen, und erhielt also von diesem gewonnenen Prozesse nicht einmal die Kosten wieder.

Dazu kam noch, daß er sich diesen Herrn Schachna dadurch zum Feinde machte, der ihn nun auf alle Art und Weise verfolgte. Es ging auch sehr gut an, da dieser abgefeimte Schurke durch allerhand Ränke vom Fürsten zum Verwalter aller Güter, die in dem Gebiete der Stadt Mirz liegen, ernannt wurde. Er beschloß meines Vaters Verderben, und wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit seine Rache auszuführen.

Diese fand er bald, und zwar bot ihm ein gewisser Jude, der nach seinem Pachtort Schwerssen hieß, und in der ganzen Gegend als der größte

Bösewicht bekannt war, hiezu die Hand. Dieser Kerl war ein großer Ignorant, verstand nicht einmal die jüdische Sprache und bediente sich daher der Russischen. Sein Geschäft bestand hauptsächlich darin, daß er seine Aufmerksamkeit auf alle Pächte in dieser Gegend richtete, und die einträglichsten darunter durch Erhöhung des Pachtgeldes und Bestechung der Verwalter an sich zu ziehen wußte. Ohne sich an die Gesetze der Chasaka im mindesten zu kehren, verjagte er die alten rechtmäßigen Pächter aus ihren Besitzungen, und bereicherte sich dadurch. So lebte er in Reichthum und Glück und erreichte dabey ein hohes Alter.

Dieser Bösewicht nun hatte schon lange auf meines Großvaters Pacht ein Auge gehabt, und wartete bloß auf eine günstige Gelegenheit, und einen scheinbaren Grund sie an sich zu reißen. Zum Unglück mußte mein Großonkel Jakob, der in einem andern, zu meines Großvaters Pacht gehörigen Dorfe wohnte, ein Schuldner dieses Bösewichts seyn. Da er die Schuld, die ohngefähr 50 Rtlr. betrug, im bestimmten Termin nicht abtragen konnte, kam jener gleich mit einigen Hofdie-

nern und drohte den Kessel, worin meines Groß-onkels ganzer Reichthum bestand, wegzunehmen. Dieser, voller Bestürzung, lud den Kessel heimlich auf einen Wagen, fuhr damit in aller Eile nach meines Großvaters Wohnung, und versteckte ihn, ohne daß man in unserm Hause etwas davon wußte, im nächsten Sumpf hinter dem Hause. Sein Gläubiger aber, der ihm auf dem Fuß nachfolgte, kam nach dem Wohnort meines Großvaters und ließ überall Untersuchungen anstellen, konnte aber den Kessel nirgends finden. Aufgebracht über seinen mißlungenen Streich, und racheathmend gegen meinen Großvater, der, wie er glaubte, ihn daran gehindert hätte, ritt er nach der Stadt, brachte dem Herrn Verwalter ein ansehnliches Geschenk, und bot für meines Großvaters Pacht das doppelte Pachtgeld, außerdem aber noch ein jährliches freywilliges Geschenk für den Herrn Verwalter.

Dieser, froh über ein solches Anerbieten, und eingedenk des Schimpfs, den mein Vater, als ein Jude, ihm, einem Polnischen Edelmann, durch den vorerwähnten Prozeß zugezogen hatte,

schrieb dem Bösewicht auf der Stelle einen Kontrakt, wodurch er ihm, nicht nur diese Pacht mit allen zugehörigen Rechten, noch vor Endigung meines Großvaters Pachtzeit übergab, sondern auch meinen Großvater aller seiner Habseligkeiten, der Scheunen voll Getreide, des Viehes u. s. w. beraubte, und sich in diese Beute mit dem neuen Pächter theilte.

Mein Großvater mußte also mit seiner ganzen Familie, mitten im Winter seinen Wohnort verlassen, und, ohne zu wissen wo er sich wieder etabliren sollte, von Ort zu Ort herumirren. Das Abziehn von diesem Orte war sehr rührend. Die ganze Nachbarschaft bejammerte unser Schicksal.

Ein alter achtzigjähriger treuer Diener, Namens Gabriel, der noch meinen Großvater als Kind auf den Armen getragen hatte, wollte absolut mitreisen. Man stellte ihm zwar die Strenge der Jahrszeit, unsre unglückliche Lage, und die Ungewißheit, worin wir selbst in Ansehung unsers zukünftigen Schicksals schwebten, vor. Aber es half nichts. Er legte sich vor den Thorweg, wo unsre Wagen durchkommen mußten, und lamentirte so

lange, bis man ihn aufzunehmen gezwungen war. Er reiste aber nicht lange mit uns; sein hohes Alter, der Kummer über unser Elend, und die strenge Jahrszeit gaben ihm bald den letzten Stoß. Er starb da wir kaum ein Paar Meilen gereist waren, und da keine katholische oder Russische Gemeinde ihm (er war ein Preuße, und lutherischer Religion) ein Begräbniß auf den Kirchhof einräumen wollte, so wurde er auf unsre Kosten aufs freye Feld begraben.

Sechstes Kapitel.

Neuer Wohnsitz, neues Elend. Der Talmudist.

Wir zogen also im Lande herum, wie die Israeliten in der Wüste Arabiens, ohne zu wissen wo und wann wir eine Ruhestelle finden würden. Endlich kamen wir in ein Dorf, das zweyen Herren gehörte. Der Antheil des einen war schon verpachtet, der andere aber konnte den seinigen nicht verpachten, weil er erst ein Wirthshaus bauen lassen wollte. Des Herumziehens zu Winterszeit mit einer ganzen Familie müde, beschloß mein Großvater dieses noch zu erbauende Wirthshaus, mit Zubehör vor der Hand zu pachten, und sich unterdessen, bis das Haus fertig wäre, so gut als möglich zu behelfen. Wir mußten uns also in eine Scheune einquartiren. Der andre Pächter that zwar alles mögliche, unser Etablissement in diesem Orte zu verhindern;

allein es half ihm nichts. Der Bau war geendigt, wir zogen ein, und fingen an die Wirthschaft zu führen.

Leider ging aber hier alles rückwärts, nichts wollte glücken. Dazu kam noch, daß meine Mutter, die sehr lebhaften Temperaments und zur Thätigkeit aufgelegt war, hier, wo sie sehr wenig zu thun fand, lange Weile hatte. Diese, und die Nahrungssorgen versetzten sie in einen Zustand der Melancholie, der endlich gar in Wahnsinn ausartete. In diesem Zustande blieb sie einige Monate. Alles was man dagegen versuchte, wollte nicht helfen. Endlich kam mein Vater auf die Gedanken, sie nach Novogrod zu einem berühmten Doktor, der sich mit Heilung solcher Gemüthskrankheiten abgab, zu bringen.

Die Kurart dieses Adepten ist mir zwar unbekannt, weil ich damals noch zu jung war, um darüber Untersuchungen anstellen zu wollen oder zu können; so viel aber kann ich doch mit Gewißheit versichern, daß sie bey meiner Mutter, so wie bey den mehrsten Patienten dieser Art, von glücklichem Erfolg war. Meine Mutter kam frisch und gesund

wieder nach Hause, und hatte seit der Zeit keine Anfälle dieser Art mehr.

Gleich darauf wurde ich nach Iwenez, funfzehn Meilen von unserm Wohnort in die Schule geschickt, und hier fing ich an den Talmud zu studiren.

Das Studium des Talmuds ist das hauptsächlichste Augenmerk unsrer Nation bey einer gelehrten Erziehung. Reichthum, körperliche Vorzüge, und Talente aller Art, haben zwar in ihren Augen einen Werth, und werden verhältnißmäßig geschätzt; nichts aber geht bey ihr über die Würde eines guten Talmudisten. Auf alle Aemter und Ehrenstellen der Gemeinde hat er den ersten Anspruch. Kommt er in eine Versammlung, er mag übrigens seyn von welchem Alter und Stand er immer will, so steht alles vor ihm ehrerbietigst auf, und ihm wird der vorzüglichste Platz eingeräumt. Er ist Gewissensrath, Gesetzgeber und Richter des gemeinen Mannes. Wer einen solchen Gelehrten nicht ehrerbietig genug begegnet, ist, nach dem Ausspruche der Talmudisten, in alle Ewigkeit verdammt. Der gemeine Mann darf nicht das geringste unternehmen, was

nicht nach dem Urtheile des Gelehrten gesetzmäßig ist. Religionsgebräuche, erlaubte und unerlaubte Speisen, Verheirathung und Ehescheidung werden nicht bloß durch die schon zu einer ungeheuern Anzahl angehäuften rabbinischen Gesetze, sondern auch durch besondere rabbinische Urtheile, welche alle besondern Fälle aus den allgemeinen Gesetzen herzuleiten verstehn, bestimmt. Ein reicher Kaufmann, Pächter oder Professionist der eine Tochter hat, wendet alles mögliche an, um einen guten Talmudisten zum Schwiegersohn zu bekommen. Er mag übrigens mißgestaltet, kränklich und unwissend seyn so viel er will, immer wird er doch vor allen andern den Vorzug behalten. Der zukünftige Schwiegervater eines solchen Phönix muß gleich bey der Verlobung den Aeltern desselben, nach eingegangenen Akkord, eine gewisse Summe auszahlen; und außer der für seine Tochter bestimmten Mitgift, muß er noch sie und ihren Mann sechs oder acht Jahr nach ihrer Vermählung, mit Kost, Kleidung und Wohnung versorgen, während welcher Zeit das zur Mitgift bestimmte Geld auf Interessen gegeben wird, und der gelehrte Schwiegersohn auf Kosten seines

Schwiegervaters sein Studium fortsetzt. Nach dieser Zeit bekömmt er das Geld in die Hände und wird alsdann entweder zu einem gelehrten Amte befördert, oder er bringt sein ganzes Leben in gelehrtem Müßiggange zu. In beyden Fällen übernimmt die Frau die Einrichtung des Hauswesens und Führung der Geschäfte, und ist zufrieden, wenn sie für alle Mühseligkeiten nur einigermaßen des Ruhmes und der zukünftigen Seligkeit ihres Mannes theilhaftig wird.

Das Studium des Talmuds wird eben so unregelmäßig getrieben, als das Studium der Bibel. Die Sprache des Talmuds ist aus verschiedenen orientalischen Sprachen und Dialekten zusammengesetzt; ja es kömmt sogar manches aus der Griechischen und Römischen Sprache darin vor. Es giebt kein Wörterbuch, wo man die im Talmud vorkommenden Ausdrücke und Redensarten nachschlagen könnte; und was noch schlimmer ist, so weiß man nicht einmal, (da der Talmud nicht punktirt ist) wie solche Worte, die nicht rein Hebräisch sind, gelesen werden müssen? Die Sprache des Talmuds wird also, eben so wie die biblische Sprache, bloß

durch häufiges Uebersetzen erlernt, und dieses macht den ersten Grad im Studium des Talmuds aus.

Wenn der Schüler einige Zeit zum Uebersetzen von seinem Lehrer angeführt worden, so kömmt er zum Selbstlesen oder Selbstexpliciren des Talmuds. Der Lehrer giebt ihm einen bestimmten Abschnitt aus dem Talmud, der ein zusammenhängendes Raisonnement in sich enthält, als Pensum zum Expliciren auf, womit er zu einer bestimmten Zeit fertig werden muß. Die darinn vorkommenden einzelnen Ausdrücke und Redensarten muß der Schüler entweder aus seinen vorigen Lektionen schon wissen, oder der Lehrer, der hier die Stelle eines Wörterbuchs vertritt, erklärt sie ihm. Den Inhalt aber, und den ganzen Zusammenhang des aufgegebenen Abschnitts muß der Schüler selbst herausbringen, und dieses macht den zweyten Grad im Studium des Talmuds aus.

Zwey Kommentare, die gemeiniglich bey dem Text gedruckt sind, dienen hauptsächlich hier zu Wegweisern. Der eine hat den Rabbi Salomon Isaak zum Verfasser, einen Mann von grammatisch-kritischer Sprachkenntniß, ausgebreiteten und gründ-

lichen Talmudistischen Einsichten, und einer ungemeinen Präcision im Vortrage. Der zweyte ist unter dem Titel Thosphet (Zusätze) bekannt, und hat mehrere Rabbiner zu Verfassern. Seine Entstehungsart ist sehr merkwürdig. Eine Anzahl der berühmtesten Rabbiner beschlossen unter sich, den Talmud gemeinschaftlich zu studiren. Zu diesem Behuf wählte sich jeder einen besondern Theil desselben, den er für sich so lange studirte, bis er ihn völlig gefaßt und im Gedächtniß behalten zu haben glaubte. Nachher kamen alle diese Rabbiner zusammen, und fingen an den Talmud nach der Ordnung seiner Theile, gemeinschaftlich zu studiren. Sobald die erste Stelle vorgelesen, gründlich explicirt und nach der talmudistischen Logik berichtigt worden war, trug irgend ein Rabbiner aus dem Theil des Talmuds, worin er am meisten bewandert war, dasjenige vor, was dieser Stelle zu widersprechen schien. Ein anderer führte alsdann eine Stelle aus dem Theil, den er sich ganz zu eigen gemacht hatte, an, die durch eine Distinktion oder eine in der vorhergehenden Stelle unausgedrückte Bedingung diesen Widerspruch zu heben im Stande

war. Zuweilen veranlaßte die Hebung eines solchen Widerspruchs wieder einen neuen, den ein dritter entdeckte, und ein vierter zu heben sich bemühte, bis die zuerst vorgekommene Stelle von allen einstimmig erklärt, und ins Reine gebracht worden war.

Man kann sich leicht denken, welch ein hoher Grad von Scharfsinn dazu erforderlich seyn mußte, um den Talmud, ein so voluminöses, aus vielen heterogenen Theilen bestehendes Werk, worin eben derselbe Gegenstand in verschiedenen Theilen und unter verschiedenen Bestimmungen vorkömmt, auf seine ersten Grundsätze zurückzuführen, woraus man nach einer unveränderlichen Methode richtige Resultate herleiten konnte.

Außer diesen beyden giebt es noch mehrere Kommentare, die die Sache noch weiter treiben, und selbst die vorerwähnten Kommentare berichtigen. Ja jeder Rabbiner, wenn er Scharfsinn genug dazu besitzt, ist als ein lebendiger Kommentar des Talmuds anzusehn.

Die größte Anstrengung des Geistes aber wird erfordert, um einen Auszug aus dem Talmud, oder

einen Kodex der aus ihm resultirenden Gesetze zu verfertigen, dazu gehört nicht bloß Scharfsinn, sondern auch ein im höchsten Grade systematischer Kopf. Und hierin verdient unser Maimonides gewiß den ersten Rang, wie aus seinem Kodex Jad Hachasaka zu ersehen ist.

Der letzte Grad beym Studium des Talmuds ist endlich der Disputirgrad Er besteht in einem ewigen Disputiren über dieses Buch, ohne Zweck und Ziel. Scharfsinn, Beredsamkeit und Impertinenz geben hier den Ausschlag. Diese Art des Studiums war ehedessen auf den jüdischen hohen Schulen sehr gebräuchlich, aber in unsern Zeiten mit diesen zugleich in Abnahme gerathen. Sie ist eine Art von talmudistischen Skepticismus, und dem zweckmäßigen systematischen Studium am meisten zuwider.

Siebentes Kapitel.

Lange dauert die Freude nicht.

Nach dieser Digression über das Studium des Talmuds komme ich auf meine Geschichte zurück. Ich wurde, wie oben gesagt, nach Iwenez in die Schule gebracht. Mein Vater gab mir einen Brief an den Oberrabbiner dieses Orts mit, der ein Verwandter von uns war, worin er ihn bat, mich einem tüchtigen Lehrmeister zu übergeben, und auf meine Progressen im Studiren Acht zu haben. Er übergab mich aber einem gemeinen Schullehrer, und sagte ich sollte ihn alle Schabath besuchen, um mich von ihm examiniren zu lassen; welches ich auch pünktlich befolgte. Dieses dauerte aber nicht lange, denn da ich bey einem solchen Examen einstmals gegen meine Lektion zu disputiren und Einwendungen zu machen anfing, fragte mich der Oberrabiner, ohne

etwas darauf zu erwiedern, ob ich diese Einwendungen auch meinem Lehrer vorgetragen hätte? Freylich! erwiederte ich. „Nun, und was hat der Lehrer dazu gesagt?“ Nichts was zur Sache gehört, erwiederte ich, außer daß er mir Stillschweigen auferlegte, und sagte: ein Junge muß nicht naseweis seyn, er muß bloß darauf sehn, seine Lektion zu fassen, nicht aber seinen Lehrer mit Fragen überhäufen „So! sagte der Oberrabiner, ey, dein Lehrer ist gar zu kommode, wir wollen dieß ändern. „Ich selbst will dir Unterricht geben; bloß aus „Freundschaft will ich es thun, und hoffe, daß so „wenig dein Vater als dein voriger Lehrer dagegen „etwas einzuwenden haben werden. Das Lehrgeld, „was dein Vater für dich bezahlen wird, soll dein „Lehrer ohne Abzug erhalten.“

Auf diese Art bekam ich also den Oberrabiner zum Lehrer. Dieser schlug mit mir einen ganz eignen Weg ein. Keine wöchentlichen Lektionen, die so lange repetirt werden, bis sie dem Gedächtnisse eingeprägt sind, keine Pensa, die der Schüler für sich machen muß, und wobey er sehr oft eines einzigen Worts, einer Redensart wegen, die zur Hauptsache

wenig beytragen, in dem Laufe seiner Gedanken aufgehalten wird; seine Methode unterschied sich von allen diesen. Er ließ mich in seiner Gegenwart ex tempore etwas aus dem Talmud expliciren, unterhielt sich mit mir darüber, erklärte mir so viel als nöthig war, um meinen Geist in Selbstthätigkeit zu setzen, und lenkte durch Fragen und Antworten meine Aufmerksamkeit, von allen Nebensachen ab, auf die Hauptsache, wodurch ich in kurzer Zeit, alle vorhererwähnte drey Grade des talmudistischen Studiums erreichte.

Mein Vater, dem der Oberrabiner von seinem Vorhaben mit mir, und von meinen Progressen Nachricht gab, gerieth vor Freuden ganz außer sich. Er stattete diesem braven Mann seinen wärmsten Dank dafür ab, daß er bey seinen schlechten Gesundheitsumständen, (er war hektisch) sich dennoch aus bloßer Freundschaft, mit mir so viel Mühe geben wolle. Allein diese Freude dauerte nicht lange; noch ehe ein halbes Jahr zu Ende war, mußte sich der Oberrabiner zu seinen Vätern begeben, und ich blieb also wie das Schaf ohne Hirten.

Dieses wurde meinem Vater gemeldet. Er kam, und holte mich ab nach Hause. Nicht aber nach H. von da ich nach der Schule geschickt worden, sondern nach Mohilna, ohngefähr sechs Meilen von H., wohin mein Vater unterdessen gezogen war. Mit dieser neuen Veränderung des Wohnortes hatte es folgende Bewandniß.

Mohilna ist ein Flecken in dem Gebiete des Fürsten R.... 4 Meilen von N.... seiner Residenz. Die vortrefliche Lage dieses Orts, der den Niemenfluß an der einen, und eine große Menge des besten Schiffsholz auf der andern Seite hat, wodurch er sowohl zum Handel als zum Schiffsbau geschickt ist, ferner die Fruchtbarkeit und Anmuth dieser Gegend an sich, konnten der Aufmerksamkeit des Fürsten nicht entgehn; und obschon der Pächter oder Arendant dieses Orts, der seit einigen Generationen im Besitze dieser einträglichen Pachtung war, und sich durch Schiffbau, Handel, und den mannigfaltigen schönen Produkten der Gegend bereichert hatte, sich alle Mühe gab, diese großen Vortheile andern nicht bemerken zu lassen, damit er sie allein in der Stille genießen könnte, so ereignete es

sich doch einst, daß der Fürst durch diesen Ort reisete, und von seiner Schönheit so eingenommen wurde, daß er auf der Stelle beschloß, eine Stadt daraus zu machen. Er entwarf den Plan dazu, und ließ bekannt machen, daß dieser Ort eine Slabode seyn sollte, d. h. ein jeder sollte sich darinn etabliren und alle mögliche Gewerbe treiben können, auch sogar für die ersten sechs Jahr von allen Abgaben befreyet seyn. Lange blieb aber dieser Plan durch allerhand Ränke des Arendanten unausgeführt, der sogar die fürstlichen Räthe durch Bestechungen dahin brachte, daß sie die Aufmerksamkeit des Fürsten davon ablenkten.

Mein Vater, der wohl einsahe, daß das elende H. ihn mit seiner Familie nicht ernähren konnte, und der bloß aus Mangel eines bessern Aufenthalts bisher daselbst bleiben mußte, freute sich sehr über die Bekanntmachung, weil er hofte, daß Mohilna, ihm einen Zufluchtsort gewähren sollte, besonders da der Arendant dieses Orts meines Onkels Schwager war. Er reiste zu diesem Behuf mit meinem Großvater dahin, besprach sich mit dem Arendanten, und eröfnete ihm sein Vorhaben, sich mit sei-

ner Bewilligung in Mohilna zu etabliren. Der Arendant, welcher befürchtet hatte, daß auf die Bekanntmachung des fürstlichen Willens, Menschen von allen Seiten hinzuströmen, und ihn aus seinem Besitze verdrängen würden, war froh, daß zum wenigsten der erste der sich da etablirte, kein Fremder, sondern seiner Familie verschwägert war. Er gab daher nicht nur seine Einwilligung dazu, sondern versprach sogar meinem Vater alle mögliche Hülfsleistung. Mein Vater zog also mit seiner ganzen Familie nach Mohilna und ließ sich daselbst ein Häuschen bauen; bis es fertig war, mußte die Familie sich abermals in eine Scheune einquartiren.

Der Arendant, von dem wir Anfangs so freundschaftlich aufgenommen worden waren, hatte sich leider unterdessen ganz anders bedacht, und gefunden, daß seine Furcht von Fremden aus seinem Besitz verdrängt zu werden, ganz ohne Grund sey, indem schon eine geraume Zeit seit der Bekanntmachung des fürstlichen Willens verflossen war, und sich doch niemand außer meinen Vater gemeldet hatte. Der Fürst war beständig in Warschau als Polnischer Hauptmann und Woywode in Lithauen

mit Reichsgeschäften zu sehr überhäuft, als daß er an die Ausführung seines Plans denken konnte. Die Hofleute konnten durch Bestechungen dahin gebracht werden, daß sie den ganzen Plan rückgängig machten. Diese Ueberlegungen zeigten ihm, daß der neue Ankömmling ihm nicht nur entbehrlich, sondern sogar zur Last sey, indem er das was er vorher allein im Besitz gehabt hatte, nunmehr mit diesem theilen sollte. Er suchte daher meinen Vater so viel als möglich zu beschränken, und in seinem Etablissement zu stören.

Zu diesem Behufe ließ er sich ein neues prächtiges Haus bauen und wußte einen Befehl vom Hofe auszuwirken, nach welchem niemand von den neuen Ankömmlingen eher die Rechte eines Bürgers genießen sollte, als bis er sich ein solches Haus erbauet hätte. Mein Vater sahe sich also gezwungen sein kleines Vermögen, das er nothwendig zur neuen Einrichtung brauchte, einzig und allein auf diesen unnützen Bau zu verwenden.

Achtes Kapitel.

Der Schüler weiß mehr als der Lehrer. Ein Diebstahl à la Rousseau, doch wird er entdeckt. Der Gottlose schaft sich an, und der Fromme bekleidet sich damit.

Meines Vaters Zustand hatte also äußerlich ein schönes Ansehen, desto mißlicher aber sahe es damit im Innern aus. Meine Mutter konnte ihrer unermüdeten Thätigkeit ohnerachtet, nur sehr kümmerlich unsre Familie ernähren. Mein Vater mußte sich also noch außerdem um eine Lehrstelle bewerben, wobey er mich unterrichtete, und ich muß gestehen, daß ich ihm bey dieser Gelegenheit auf der einen Seite viel Freude, auf der andern Seite aber auch nicht wenig Verdruß machte. Ich war zwar damals nur ohngefähr neun Jahr alt, aber doch konnte ich nicht nur den Talmud mit seinen Kommentaren richtig fassen, sondern ich hatte sogar meine Freude daran, darüber zu disputiren, wobey

ich das kindische Vergnügen genoß, über meinen ehrlichen Vater, den ich dadurch in nicht geringe Verlegenheit setzte, zu triumphiren.

Der Arendant und mein Vater lebten mit einander wie Nachbaren, das heißt, sie beneideten und haßten einander wechselsweise. Jener betrachtete meinen Vater als einen Landläufer, der sich ihm mit aller Gewalt aufgedrungen, und ihn in dem Alleinbesitz der Vortheile dieses Orts gestört hatte. Mein Vater hielt den Arendanten für einen reichen Idioten, der wider seine gegebene Einwilligung (die mein Vater gänzlich hätte entbehren können, und bloß aus Liebe zum Frieden gesucht hatte) ihn auf alle Art einzuschränken, und seine Rechte zu schmälern suchte, ohneracht er doch von seiner Niederlassung wirkliche Vortheile hatte. Mohilna hatte nehmlich seit dieser Zeit eine Art von Unabhängigkeit bekommen, wodurch dem Arendanten viele Kosten und Erniedrigungen erspart wurden.

Es wurde auch eine kleine Synagoge aufgerichtet, und mein Vater vertrat die Stelle eines Oberrabiners, Predigers, und Gewissensraths, indem er der einzige Gelehrte an diesem Orte war. Mein

Vater versäumte zwar keine Gelegenheit dem Arendanten dieses alles vorzustellen, und ihm über sein Betragen Vorwürfe zu machen; es fruchtete aber leider wenig.

Bey dieser Gelegenheit muß ich des einzigen Diebstahls den ich in meinem Leben begangen habe, erwähnen. Ich ging oft in das Haus des Arendanten und spielte mit seinen Kindern. Als ich einstmals in die Stube kam und keinen darin antraf, (es war Sommerszeit und die Hausleute draußen beschäftigt) erblickte ich in einem offnen Spinde ein niedliches Medicinschächtelchen, welches mir ungemein gefiel. Als ich es aufmachte, fand ich zu meinem größten Leidwesen etwas Geld darin; es gehörte nehmlich einem Kinde vom Hause. Ich konnte der Begierde, das Schächtelchen zu entwenden, nicht widerstehen, das Geld aber zu nehmen hielt ich für höchst schändlich. Da ich aber überlegte, daß man diesen Diebstahl desto leichter entdecken würde, wenn ich das Geld herauslegte, so nahm ich voller Furcht und Schaam das Schächtelchen wie es war und steckte es ein. Ich ging damit nach Hause und vergrub es auf das

sorgfältigste. Die Nacht darauf konnte ich nicht schlafen, und wurde besonders des Geldes wegen in meinem Gewissen unruhig. Ich beschloß auch, dieses wieder zurückzubringen; in Ansehung des Schächtelchen aber konnte ich mich nicht überwinden; es war ein Kunstwerk, dessen gleichen ich noch nie gesehn hatte. Den andern Tag leerte ich das Schächtelchen aus, schlich mich damit wieder in die vorerwähnte Stube, und wartete die Gelegenheit ab, bis niemand darin war. Schon war ich damit beschäftigt, das Geld in das Spinde hereinzupraktiren; ich hatte aber so wenig Geschick dieses ohne Geräusch und mit erforderlicher Behendigkeit zu bewerkstelligen, daß ich noch auf frischer That ertappt, und zum Geständniß des ganzen Diebstals gebracht wurde. Ich mußte das schätzbare Kunstwerk (das ohngefähr einen Dreier kostete) wieder ausgraben, seinem Eigenthümer, dem kleinen Moses, zurückgeben, und mich von den Kindern des Hauses Dieb nennen hören.

Eine andere Begebenheit, die sich mit mir ereignete und ein komisches Ende nahm, war fol-

gende. Die Russen hatten einige Zeit ihr Quartier in Mohilna, und da sie neue Montirungen bekamen, wurde ihnen erlaubt, die alten zu verkaufen. Mein ältester Bruder Joseph und mein Vetter Beer wandten sich an ihnen bekannte Russen, und erhielten einige messingene Knöpfe zum Geschenk, die sie als die größte Zierde an ihre Hosen, statt der vorigen hölzernen, nähen ließen. Dieser Schmuck gefiel mir auch; da ich aber kein Geschick hatte mir dergleichen selbst durch eigne Betriebsamkeit zu verschaffen, so mußte ich Gewalt gebrauchen. Ich wandte mich daher an meinen Vater und verlangte daß Joseph und Beer mir von ihren Knöpfen mittheilen sollten. Mein Vater, der zwar ein sehr billiger Mann war, aber auch mich über alles liebte, sagte: die Knöpfe wären zwar das rechtmäßige Eigenthum ihrer Besitzer, da diese aber mehr hätten als zu ihrem eignen Bedürfnisse erforderlich wäre, so sey es billig, daß sie mir von ihrem Ueberfluß mittheilten. Zu meinem Lobe und ihrer Beschämung setzte er noch diese biblische Stelle: der Gottlose schafft sich an, und der Fromme bekleidet sich damit, hinzu. Dieses Urtheil mußte, ungeachtet der

Protestation des Joseph und Beer vollzogen werden; und ich hatte die Freude, gleichfalls mit messingenen Knöpfen an meinen Hosen zu brilliren.

Joseph und Beer aber konnten diesen Verlust nicht verschmerzen. Sie beklagten sich laut über die himmelschreyende Ungerechtigkeit, die ihnen wiederfahren war. Mein Vater, der sich den Prozeß vom Halse schaffen wollte, sagte daher: „die Knöpfe sind schon an Salomons Hosen angenäht, Gewalt dürft ihr nicht brauchen, könnt ihr sie aber mit List wieder bekommen, so ist es euch erlaubt.“ Beyde waren mit diesem Urtheil sehr zufrieden. Sie kamen zu mir, sahen meine Knöpfe an, und auf einmal riefen sie voller Erstaunen: Ach! was sehen wir? die Knöpfe sind mit Zwirnfäden angenäht, anstatt daß sie mit Hanf an die tuchnen Hosen genäht seyn sollen; sie müssen gleich abgetrennt werden; und indem sie dieß sagten, trennten sie alle Knöpfe los, und gingen voller Freude über ihr gelungenes Stratagem davon. Ich lief ihnen nach, und verlangte, daß sie die Knöpfe wieder annähen sollten, sie aber lachten mich aus. Mein

Vater sagte mir darauf lächelnd: da du so leichtgläubig bist, und dich hintergehen läßt, so kann ich dir nicht mehr helfen; ich hoffe in der Zukunft wirst du klüger seyn, und damit hatte dieser Prozeß ein Ende. Ich mußte wieder mit den hölzernen Knöpfen fürlieb nehmen, und noch oft zu meiner Kränkung von Joseph und Beer die biblische Stelle, deren sich mein Vater zu meinem Vortheile bedient hatte, repetiren hören: der Gottlose schafft sich etwas an, und der Fromme bekleidet sich damit.

Neuntes Kapitel.

Liebschaften und Heuratsvorschläge. Das Hohelied Salomonis kann auch zum Ehezärter gebraucht werden. Ein neuer modus lucrandi. Die bösen Pocken.

Ich war in meiner Jugend sehr lebhaft, und hatte in meinem Wesen viel Annehmlichkeit. In meinen Begierden war ich heftig und ungeduldig. Bis ungefähr in mein eilftes Jahr spürte ich, da ich einer sehr strengen Erziehung genoß, und von allem Umgange mit Frauenzimmern abgehalten wurde, keine sonderliche Neigung zu dem schönen Geschlechte. Eine Begebenheit aber brachte hierin eine große Veränderung bey mir hervor.

Ein armes, aber sehr hübsches Mädchen, ohngefähr von meinem Alter, wurde in dem Hause meiner Aeltern als Dienstmädchen angenommen. Das Mädchen gefiel mir ungemein. Es wurden bey mir Begierden rege, die ich bis jetzt noch nicht ge-

kannt

kannt hatte. Ich mußte aber, nach der strengen rabbinischen Moral, mich in Acht nehmen, dieses Mädchen mit Aufmerksamkeit anzusehn, und noch mehr, sie zu sprechen, und konnte nur dann und wann verstohlne Blicke auf sie werfen.

Es ereignete sich einmal, daß die Frauensleute aus dem Hause ins Bad gingen, welches nach dem Gebrauch dieses Landes ein paarmal die Woche über zu geschehen pflegt. Da mich mein Instinkt, ohne es selbst zu wissen, von ohngefähr nach der Gegend wo das Bad war, hintrieb, erblickte ich auf einmal dieses hübsche Mädchen, wie es aus dem Schwitzbade heraus in den nahe vorbeyfließenden Fluß hineinsprang.

Ich gerieth bey diesem Anblicke in Entzücken; nachdem ich mich erholt hatte, wollte ich, der strengen talmudistischen Gesetze eingedenk, zurückfliehn, aber ich konnte nicht. Ich blieb auf meiner Stelle wie angewurzelt stehen.

Da ich aber hier überrascht zu werden fürchtete, mußte ich mich doch mit einem schweren Gemüthe zurückbegeben. Seit der Zeit war ich beständig unruhig, gerieth zuweilen außer mir,

und dieser Zustand dauerte bis zu meiner Verheirathung.

Unser Nachbar, der Arendant, hatte zwey Söhne und drey Töchter. Die älteste Debora war schon verheirathet. Die zweyte, Pessel, war ungefähr von meinem Alter; ja die Bauern dieses Orts glaubten sogar, einige Aehnlichkeit in unserer Gesichtsbildung zu finden, und vermutheten daher, nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit, eine Verbindung zwischen uns. Wir faßten auch wechselseitige Zuneigung zu einander. Aber zum Unglück mußte die jüngste Tochter Rachel in einen Keller fallen, und sich ein Bein verrenken. Sie wurde zwar völlig wiederhergestellt, das Bein blieb aber etwas krumm. Der Arendant machte Jagd auf mich, er wollte mich absolut zum Schwiegersohn haben. Mein Vater war damit zufrieden, er wollte aber lieber die gradbeinichte Pessel, als die krummbeinichte Rachel zur Schwiegertochter haben. Jener betheuerte, daß dieses nicht angienge, indem er für die ältere eine reiche Partie bestimmt habe; die jüngste hingegen sey für mich bestimmt, und weil mein Vater mir nichts mitgeben könne, so

wolle er sie aus seinem eignen Vermögen reichlich versorgen. Außer einer ansehnlichen Summe, die er zur Mitgabe bestimmte, wollte er noch mich zum Miterben seines Vermögens einsetzen und mich mit allen Bedürfnissen auf Lebenslang versorgen. Außerdem versprach er meinem Vater, gleich nach der Verlobung, eine bestimmte Summe auszuzahlen, und ihn nicht nur in seinen Rechten ungestört zu lassen, sondern auch auf alle Art und Weise sein häusliches Glück zu befördern suchen. Die Feindseligkeiten zwischen beyden Familien sollten von nun an aufhören, und ein Freundschaftsbündniß sie in der Zukunft in eine Familie vereinigen.

Hätte mein Vater diesen Vorstellungen Gehör gegeben, so hätte er ohne Zweifel dadurch das Glück seines Hauses befestigt, und ich lebte mit einer zwar krummbeinichten aber (wie ich sie eine geraume Zeit nachher, da ich in diesem Hause Hofmeister war, befunden habe) übrigens liebenswürdigen Gattinn, befreyt von allen Sorgen im Schoße des Glücks, und könnte ungehindert meinen Studien nachhängen. Aber zum Unglück verwarf mein Vater diesen Vorschlag mit Verachtung. Er wollte absolut

die Pessel zur Schwiegertochter haben, und da dieses, wie schon erwähnt worden, nicht anging, so fingen die Zwistigkeiten zwischen beyden Familien aufs neue an, und da der Arendant reich, mein Vater aber arm war, so mußte dieser, wie natürlich immer den Kürzern ziehn.

Einige Zeit nachher kam wieder ein Heirathsvorschlag für mich zum Vorschein. L. aus Schmilowitz ein gelehrter und zugleich reicher Mann, der eine einzige Tochter hatte, wurde von meinem großen Ruf so bezaubert, daß er mich, ohne mich vorher zu sehn, zu seinem Schwiegersohn erkohr. Er fing an mit meinem Vater darüber in Briefwechsel zu treten, und überließ es diesem, die Bedingungen dieser Verbindung vorzuschreiben. Mein Vater beantwortete seinen Brief in einem erhabenen, aus biblischen Versen und talmudistischen Stellen zusammengesetzten Stil, worin er die Bedingungen durch folgenden Vers aus dem hohen Liede in der Kürze ausdrückte: Die tausend Gulden sind für dich Salomo! und die zweyhundert für die, die seine Früchte bewahren. Alles wurde bewilligt.

Mein Vater reiste nun nach Schmilowitz, sahe seine zukünftige Schwiegertochter und ließ sich den Ehekontrakt, abgeredtermaßen ausfertigen. Zweyhundert Gulden wurden ihm gleich ausgezahlt. Er war aber damit nicht zufrieden, sondern behauptete, daß er es in seinem Schreiben bloß des schönen Verses wegen, den er nicht verderben wollen, bey zweyhundert Gulden bewenden lassen müssen; er sey aber nicht willens den Handel einzugehn, wenn er nicht zweymal zweyhundert Gulden (funfzig Thaler Polnisch) für sich erhielte. Man mußte ihm also noch zweyhundert Gulden auszahlen, übergab ihm auch die sogenannten kleinen Geschenke für mich, nehmlich eine schwarzsammtne Kappe mit goldnen Spitzen besetzt, eine Bibel in grünen Sammt gebunden, mit silbernen Platten u. s. w.

Er kam damit voller Freuden nach Hause, gab mir die Geschenke, und sagte, daß ich mich zu einer Disputation vorbereiten sollte, um sie an meinem Hochzeitstage, der in Zeit von zwey Monaten erfolgen werde, zu halten.

Schon fing meine Mutter an, die von ihrer Seite zur Hochzeit mitzunehmenden Kuchen zu backen, und allerhand Eingemachtes zuzubereiten; und ich auf meine zu haltende Disputation zu denken, als auf einmal die traurige Nachricht kam, daß meine Braut an den Blattern gestorben sey. Mein Vater konnte sich leicht über diesen Verlust zufrieden geben, weil er bey sich dachte: du hast mit deinem Sohn funfzig Thaler auf eine ehrliche Art verdient, nun kannst du abermal funfzig Thaler für ihn bekommen. Ich, der ich meine Braut nie gesehn hatte, konnte auch ihren Verlust nicht sonderlich bedauern, und dachte: die Kappel und die mit Silber beschlagne Bibel ist einmal mein, und an einer Braut wird es mir auch nicht fehlen. Meine Disputation kann mir auch noch in der Zukunft ihre Dienste leisten. Nur meine Mutter war über diesen Verlust untröstlich. Die Kuchen und das Eingemachte sind von sehr vergänglicher Natur, und können sich nicht lange halten. Meiner Mutter angewandte Mühe war also durch diesen Todesfall ganz fruchtlos geworden, und hierzu kam noch daß sie keinen Ort ausfindig machen konnte, die schönen Kuchen vor meinen heimlichen Angriffen zu verwahren.

Zehntes Kapitel.

Man reißt sich um mich, ich bekomme zwey Weiber auf ein mal, und werde endlich gar entführt.

Unterdessen wurden die häuslichen Umstände meines Vaters immer schlimmer. Er sahe sich also gezwungen nach der Residenzstadt N . . . zu reisen, und sich da um eine Lehrstelle zu bewerben, wohin auch ich ihm folgen mußte. Hier legte er unter sehr vortheilhaften Bedingungen eine eigne Schule an, wo er mich als Gehülfen brauchen konnte.

Eine, sowohl ihrer vorzüglichen Talente, als ihres xantippenartigen Charakters wegen berühmte Wittwe hielt ein eignes Wirthshaus, am Ende der Vorstadt K . . . . Sie hatte eine Tochter bey sich, die ihr in keiner der gedachten Eigenschaften nachgab, und die ihr zur Führung der

Wirthschaft unentbehrlich war. Madam Rissia, (so hieß die Wittwe) durch meinen immer zunehmenden Ruf bewogen, bestimmte mich zum Gemahl für ihre Demoiselle Tochter Sara. Ihre Familie stellte ihr die Unmöglichkeit der Ausführung dieses Plans vor. Meines Vaters Stolz, und die daher rührende unzubefriedigende Forderungen, meinen Ruf, der schon die Aufmerksamkeit der Vornehmsten und Reichsten dieser Stadt rege gemacht hatte, und endlich ihre eigne mittelmäßigen Vermögensumstände, die bey weitem zur Ausführung eines solchen Vorhabens nicht hinlänglich wären. Alle diese Vorstellungen aber halfen bey ihr nichts; sie hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, mich, es möchte kosten was es wolle, zum Schwiegersohn zu haben, und meinte: es müsse mit dem Teufel zugehn, wenn sie diesen Jungen nicht bekommen sollte.

Sie ließ meinem Vater einen Vorschlag thun, ließ ihn, die ganze Zeit über da er sich in dieser Stadt aufhielt, nicht ruhen, unterredete sich selbst zu verschiedenen mahlen mit ihm darüber, und versprach allen seinen Forderungen Genüge zu lei-

sten. Mein Vater aber suchte Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, und die Sache in die Länge zu ziehen.

Nun kam die Zeit, daß wir wieder nach Hause reisen sollten. Mein Vater ging mit mir nach diesem Wirthshause, um daselbst, da es das letzte Haus auf dieser Straße war, eine dahin abgehende Fuhre zu erwarten. Madame Rissia machte sich diese Gelegenheit zu Nutze, fing an mich zu karessiren, stellte mir meine Braut vor, und fragte: wie sie mir gefiele? Endlich drang sie auf eine entscheidende Antwort von meinem Vater. Dieser war noch immer damit zurückhaltend, und suchte ihr auf allerhand Art und Weise die mit dieser Sache verknüpften Schwierigkeiten vorzustellen.

Indem sie noch auf diese Art kapitulirten, stürzten auf einmal der Oberrabiner, der Prediger und alle Aeltesten dieses Orts mit einer Menge der angesehensten Personen in die Stube. Es ging mit dieser plötzlichen Erscheinung ohne alle Zauberey auf folgende Weise zu. Diese Herren waren in eben dieser Vorstadt zu einem Beschnei-

dungsfest bey einem vornehmen Mann gebeten. Madame Rissia, die dieses sehr wohl wuste, schickte sogleich ihren Sohn dahin, und ließ die ganze Gesellschaft, gleich nach Tische zu sich auf ein Verlobungsmahl einladen. Sie kamen also halb berauscht, und da sie nichts anders glaubten als daß alle Präliminarien des Ehekontrakts schon ins Reine gebracht worden wären, und nichts als die Aussetzung des Kontrakts und seine Unterschreibung fehlte, so setzten sie sich an den Tisch, nahmen meinen Vater in die Mitte, und der Oberrabiner fing an dem Schreiber der Gemeinde den Ehekontrakt zu diktiren.

Mein Vater betheuerte, daß er in Ansehung der Hauptsache noch gar nichts entschieden habe, und noch vielweniger die Präliminarartikel des Ehekontrakts schon ins Reine gebracht wären. Der Oberrabbiner gerieth darüber in Zorn, weil er glaubte, daß dieses bloß Chikane sey, und man seine hohe Person und die ganze ehrwürdige Gesellschaft zum Besten haben wolle. Er wandte sich daher zu der Gesellschaft und sagte mit einer stolzen Miene: „wer ist dieser Rabbi Josua, der

so viel Wesens aus sich macht? Mein Vater erwiederte hierauf: der Rabbi ist hier überflüßig — Ich bin zwar ein gemeiner Mann; aber, wie ich glaube, kann mir niemand das Recht streitig machen, für das Wohl meines Sohnes zu sorgen, und sein zukünftiges Glück auf einen festen Fuß zu setzen.

Dem Oberrabbiner fiel die Zweydeutigkeit des Ausdrucks: der Rabbi ist hier überflüßig, sehr auf. Er sahe wohl ein, daß er kein Recht habe, meinem Vater hierin Gesetze vorzuschreiben, und daß es eine Uebereilung von Madame Rissia war, eine Gesellschaft zu einem Verlobungsmahl einzuladen, ehe die Parteyen unter sich über die Präliminartikel einig geworden. Er fing daher an, seinen Ton herunterzustimmen; stellte bloß meinem Vater die Vortheile dieser Partie vor, die hohe Abkunft der Braut (ihr Großvater, Vater und Onkel waren Gelehrte, und bekleideten Oberrabbinerstellen) ihre persönlichen Vorzüge, und daß Madame Rissia allen seinen Forderungen Genüge leisten wolle und könne.

Mein Vater, der in der That dagegen nichts einwenden konnte, mußte sich also ergeben. Der Ehekontrakt wurde nun ausgefertigt, und Madame Rissia verschrieb darin ihrer Tochter ihr Wirthshaus mit allem Zubehör zum Brautschatz, machte sich auch auf sechs Jahr zu Kost und Kleidung für das neuvermählte Ehepaar verbindlich. Außerdem erhielt ich als ein Geschenk das ganze Werk des Talmuds mit Zubehör, welches auch ein paarhundert Thaler zu stehn kömmt, u. s. w. Mein Vater machte sich zu nichts verbindlich, und bekam noch funfzig Thaler Geld im Beutel dazu. Sehr weißlich hatte er nämlich über diese Summe keine Verschreibung annehmen wollen, sondern sie mußte ihm, noch vor der Verlobung, ausgezahlt werden.

Nachdem man dieses alles in Richtigkeit gebracht hatte, wurde brav geschmaußt und der Brandweinbouteille fleißig zugesprochen. Gleich den andern Tag reiste mein Vater mit mir nach Hause. Meine Schwiegermutter versprach die so genannten kleinen Geschenke, und Kleidungen für mich, die sie in der Eile noch nicht hätte können

verfertigen lassen, sobald als möglich nachzuschicken. Es vergingen aber viele Wochen ohne daß man davon etwas zu hören oder zu sehn bekam. Mein Vater wurde darüber stutzig, und da ihm der Charakter meiner Schwiegermutter schon längst verdächtig war, so konnte er nichts anders denken, als daß diese ränkevolle Frau Ausflüchte suche, sich von ihrem beschwerlichen Versprechen loszumachen. Er beschloß daher gleiches mit gleichem zu bezahlen.

Folgender Umstand bestärkte ihn in diesem Entschluß. Ein reicher Arendant, der sehr oft nach N. Brandwein zum Verkauf zu bringen, und bey seiner Durchreise durch M. in unserm Hause zu logiren pflegte, warf gleichfalls ein Auge auf mich. Er hatte eine einzige Tochter, zu deren Gemahl er mich in seinen Gedanken bestimmte. Er wuste aber, welche Schwierigkeiten er zu überwinden haben würde, wenn er hierüber mit meinem Vater direkte traktiren sollte. Er wählte daher den indirekten Weg, nehmlich meinen Vater zu seinem Schuldner zu machen, und ihm dann, wenn er, wegen seiner mißlichen Umstände, seine Schuld nicht abtragen könnte,

gleichsam zu zwingen, daß er in diese Verbindung einwilligen müßte, um mit der für seinen Sohn bedungenen Summe seine Schuld tilgen zu können. Er bot also meinem Vater einige Kufen Brandwein auf Borg an, welches Anerbieten dieser mit Freuden annahm.

Bey Herannahung des bestimmten Zahlungstermins kam Hersch Dukor (so hieß dieser Arendant) und mahnte meinen Vater. Dieser betheuerte, daß er für jetzt nicht im Stande sey diese Schuld abzutragen, und bat ihn sich noch einige Zeit zu gedulden. „Herr Josua, sagte der Arendant, ich will mit Ihnen hierüber ganz offenherzig reden. Ihre Umstände werden täglich schlimmer und wenn sich nicht ein günstiger Zufall ereignet, sehe ich keine Möglichkeit, wie Sie Ihre Schuld werden abtragen können. Das beste für uns beyde ist also dieses: Sie haben einen Sohn und ich eine Tochter, die die einzige Erbinn meines ganzen Vermögens ist. Lassen Sie uns eine Verbindung eingehen; dadurch soll nicht nur Ihre Schuld getilgt, sondern eine von Ihnen selbst zu bestimmende Summe Ihnen noch dazu ausgezahlt werden, und ich werde

überhaupt dafür Sorge tragen, Ihre Umstände so viel in meinem Vermögen ist, zu verbessern.

Wer war froher über diesen Vorschlag als mein Vater. Es wurde sogleich darüber ein Kontrakt geschlossen, worin sowohl der Brautschatz, als auch die erforderlichen Geschenke nach meines Vaters Angabe bestimmt, und ich zum Universalerben des ganzen Vermögens dieses reichen Arendanten eingesetzt wurde. Die Schuldobligation, die sich auf funfzig Thaler Polnisch belief, wurde meinem Vater zurückgegeben, auf der Stelle zerrissen, und ihm noch funfzig Thaler dazu bezahlt.

Darauf reiste mein neuer Schwiegervater nach N. um daselbst Schulden einzukassiren. Zum Unglück mußte er bey meiner vorigen Schwiegermutter logiren. Diese, die eine große Schwätzerinn war, erzählte ihm von freyen Stücken, von der guten Parthie, die ihre Tochter gemacht habe. „Der Vater des Bräutigamms, sagte sie, ist selbst ein großer Gelehrter und der Bräutigamm ein Junge von eilf Jahren, der seinesgleichen kaum hat. Auch ich, erwiederte der Arendant, habe, Gottlob, für meine Tochter gut gewählt. Sie werden vermuth-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

sich von dem berühmten Gelehrten Rabbi Josua in Mohilna gehört haben, wie auch von seinem jüngsten Sohne Salomo, dieser ist jetzt meiner Tochter Bräutigamm.

Kaum hatte er dieses ausgesprochen so fing jene schon an zu schreyen das ist eine verdammte Lüge. Salomo ist meiner Tochter Bräutigamm und hier mein Herr ist der Ehekontrakt. Der Arendant zeigte ihr nun auch den seinigen und sie geriethen darüber in einen Wortwechsel, dessen Resultat war, daß Madame Rissia meinem Vater vor Gericht zitiren ließ, und eine kathegorische Erklärung von ihm forderte. Mein Vater stellte sich aber nicht, ohnerachtet sie ihn zweymal citiren ließ.

Unterdessen starb meine Mutter, und wurde nach N. zur Beerdigung gebracht. Meine Schwiegermutter legte bey den Gerichten dieses Orts Arrest auf den todten Körper, wodurch dessen Bestattung bis zur Endigung des Prozesses verboten wurde. Mein Vater sahe sich also gezwungen vor Gericht zu erscheinen, meine Schwiegermutter gewann natürlicherweise den Prozeß, und ich wurde abermals Bräutigamm meiner ersten

Braut.

Braut. Um nun in der Zukunft dergleichen Rückfälle zu verhüten, und meinem Vater alle Veranlassung dazu zu benehmen, suchte meine Schwiegermutter allen Forderungen desselben ihrem Versprechen gemäß, Gnüge zu leisten, ließ mich vom Kopf bis Fuß ganz neu kleiden, und bezahlte sogar meinem Vater für meine Bekostigung von der Verlobung bis zur Hochzeit. Meine Mutter wurde nun auch bestattet, und wir kehrten wieder nach Hause zurück.

Mein zweyter Schwiegervater kam nun auch, und forderte meinen Vater zur Bestätigung seines Kontrakts auf. Dieser aber zeigte ihm die Nullität desselben, weil er nehmlich einem vorhergegangenen Kontrakt zuwider sey, und von ihm bloß in der Meinung geschlossen worden, daß meine Schwiegermutter jenen nicht zu erfüllen gesonnen wäre.

Der Herr Arendant schien zwar diesen Vorstellungen Gehör zu geben, der Nothwendigkeit zu weichen, und sich über seinen Verlust zufrieden zu stellen, dachte aber doch auf Mittel mich in seine Hände zu bekommen. Zu diesem Behuf stand er des Nachts auf, ließ seine Pferde anspannen, nahm mich in der Stille von

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

dem Tisch, worauf ich schlief, packte mich ganz behende in seinen Wagen, und fuhr mit seiner Beute zum Thore hinaus. Da dieses aber nicht ohne einiges Geräusch bewerkstelligt werden konnte, so erwachten die Leute im Hause, entdeckten den Diebstal verfolgten den Räuber und rissen mich aus seinen Händen. Mir kam damals die ganze Begebenheit als ein Traum vor.

Auf diese Art wurde mein Vater seiner Schuld los, und bekam noch dazu funfzig Thaler als ein freywilliges Geschenk; ich aber wurde gleich darauf von meiner rechtmäßigen Schwiegermutter abgeholt, und Gemahl meiner rechtmäßigen Braut. Ich muß freylich gestehn, daß die Handlung meines Vaters sich nicht ganz moralisch rechtfertigen läßt. Nur die große Noth, worin er sich damals befand, kann ihm einigermaßen zur Entschuldigung dienen.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Eilftes Kapitel.

Meine Verheirathung im eilften Jahre macht mich zum Sklaven meiner Frau, und verschafft mir Prügel von meiner Schwiegermutter. Ein Geist mit Fleisch und Blut.

Bey meiner Hochzeit war mein Vater den ersten Abend nicht zugegen; und da er mir bey meiner Abreise sagte, daß er noch meinetwegen einige Artikel zu berichtigen habe, und ich daher seine Ankunft abwarten sollte, so wollte ich, aller Mühe die man sich gab ungeachtet, den ersten Abend nicht erscheinen; nichts desto weniger gingen die Hochzeitsfeyerlichkeiten vor sich.

Man wartete den andern Tag, mein Vater kam nicht. Man drohte schon mich zur Trauung mit Soldaten zu führen; ich gab aber zur Antwort, daß wenn auch dieses geschähe, es doch wenig zur Sache helfen würde, indem die Trauung selbst nicht anders als freywillig geschehen dürfte.

Endlich kam mein Vater gegen Abend, zur Freude aller Interessenten an, die gedachten Artikel wurden berichtigt, und die Trauung ging vor sich.

Hier muß ich einer kleinen Anekdote erwähnen. Ich hatte in einem hebräischen Buche als ein probates Mittel für einen Ehegatten, sich auf Lebenszeit der Herrschaft über die andre Hälfte zu versichern, gelesen, daß er ihr bey der Trauung auf den Fuß treten müsse, und daß, wenn beyde auf eben dieses Stratagem geriethen, immer der erste hierin die Oberhand behalte. Da nun bey der Trauung ich und meine Braut nebeneinandergestellt wurden, so fiel mir gleich dieses ein, und ich sagte zu mir selbst, jetzt mußt du die Gelegenheit, dich der Herrschaft über deine Frau auf Lebenszeit zu versichern, nicht unbenutzt lassen. Schon wollte ich ihr auf den Fuß treten, aber ein gewisses — je ne sais quoi — sey es Furcht, Schaam oder Liebe hielt mich davon zurück. Indem ich also darüber unschlüßig war, spürte ich auf einmal den Pantoffel meiner Frau auf meinem Fuß mit solchen Nachdruck, daß ich beynahe laut geschrieen hätte, wenn mich die Schaam nicht davon abgehalten. Ich hielt dieses

für ein böses Omen, und sagte zu mir selbst: die Vorsehung hat dich zum Sklaven deiner Frau bestimmt, du darfst dich ihren Fesseln nicht entziehen.

Aus meiner Feigheit, und dem Heldenmuth meiner Frau, kann der Leser leicht begreifen, warum diese Prophezeihung wirklich eintreffen mußte. —

Aber ich stand nicht bloß unter dem Pantoffel meiner Frau, sondern, welches noch weit schlimmer war, unter der Fuchtel meiner Schwiegermutter. Nichts von allen dem was sie versprochen hatte, ging in Erfüllung. Ihr Haus, das sie ihrer Tochter zum Brautschatz bestimmt hatte, war mit Schulden beladen. Von den sechs Jahren Beköstigung die sie mir versprochen hatte, genoß ich kaum ein halbes Jahr, und dieses auch unter beständigem Hader und Zank, ja sie wagte es sogar, im Vertrauen auf meine Jugend und Muthlosigkeit, dann und wann Hand an mich zu legen, welches ich aber nicht selten mit doppelten Zinsen erwiederte. Es ging beynahe keine Mahlzeit vorbey, wo wir nicht einander wechselseitig Schüssel, Teller, Löffel u. s. w. an den Kopf schmissen.

Ich kam einst aus der Akademie nach Hause und hatte außerordentlichen Hunger. Da nun meine Schwiegermutter und meine Frau mit Wirthschaftsgeschäften überhäuft waren, so ging ich selbst in die Kammer, visitirte die Milchtöpfe, und da ich einen Topf mit geronnener Milch und etwas Rahm darauf fand, so machte ich mich darüber her, und fing an zu essen. Meine Schwiegermutter kam dazu, und schrie voller Wuth: du wirst doch die Milch mit dem Rahm nicht auffressen! Jemehr Rahm, dachte ich, desto besser, und aß immer fort, ohne mich durch ihr Geschrey im mindesten stören zu lassen. Sie wollte mir den Topf mit aller Gewalt aus den Händen reißen, stieß mich mit Fäusten und ließ mich all ihren Geifer fühlen. Ich, erbittert über eine solche Begegnung, stieß sie von mir, ergriff den Topf mit der Milch und zerschlug ihn auf ihrem Kopf. Das war ein Spektakel! Die geronnene Milch floß auf allen Seiten von ihr herunter. Sie ergriff voller Wuth ein Stück Holz, und hätte ich mich nicht in aller Eile aus dem Staube gemacht, so hätte sie mich gewiß damit todtgeschlagen.

Solche Auftritte ereigneten sich sehr oft. Meine Frau mußte, wie natürlich, bey dergleichen Scharmützeln neutral bleiben, und welche Partey auch die Oberhand behielt, so ging es ihr immer sehr nahe. Ach, wenn doch einer von ihnen etwas mehr Mäßigung hätte, klagte sie oft.

Eines beständigen offenbaren Krieges müde, gerieth ich einmal auf eine Kriegslist, die zum wenigsten auf kurze Zeit ihre gute Wirkung hatte. Ich stand um Mitternacht auf, nahm einen großen irrdenen Topf, verkroch mich damit unter meiner Schwiegermutter Bette, und fing an in den Topf auf folgende Art laut hineinzusprechen: Rissia, Rissia! du gottlose Frau! warum behandelst du meinen geliebten Sohn so übel? Wenn du dich nicht besserst, so ist dein Ende nahe, und du wirst in alle Ewigkeit verdammt. Darauf kroch ich wieder hervor, und fing sie aufs grausamste zu kneipen an. Nachher schlich ich mich in der Stille nach meinem Lager.

Den folgenden Morgen stand sie voller Bestürzung auf, erzählte meiner Frau, daß meine Mutter ihr im Traume erschienen sey und meinetwegen gedroht und gekneipt habe. Zur Bestätigung zeigte sie die blauen Flecken an ihren Armen. Als ich aus der Synagoge kam, traf ich meine Schwiegermutter nicht zu Hause, und fand meine Frau in Thränen; ich fragte nach der Ursache davon, sie wollte mir aber nichts sagen. Meine Schwiegermutter kam zurück mit verweinten Augen, und niedergeschlagenem Gemüthe; sie ging, wie ich es nachher erfahren habe, auf den jüdischen Begräbnißplatz, warf sich auf meiner Mutter Grab, und bat sie um Verzeihung ihrer Schuld. Darauf ließ sie den ganzen Begräbnißplatz ausmessen, und ein Wachslicht von der Länge seines Umfanges, zum Brennen in der Synagoge, verfertigen. Auch fastete sie den ganzen Tag, und bezeigte sich gegen mich sehr liebreich.

Ich wußte zwar woher dieses alles rührte stellte mich aber als merkte ich es nicht, und freute mich innerlich über mein wohlgelungenes

Stratagem. Auf diese Art hatte ich einige Zeit Ruhe, zum Unglück aber dauerte es nicht lange. Alles wurde bald wieder vergessen, und bey der mindesten Veranlassung ging der Tanz wieder loß; kurz, ich mußte bald das Haus gänzlich verlassen, und als Privatlehrer in Kondition gehen. Nur zu den großen Fasttagen pflegte ich nach Hause kommen.

Zwölftes Kapitel.

Ehestandsgeheimnisse. Fürst R . . . oder was ist nicht alles in Polen erlaubt.

In meinem vierzehnten Jahre bekam ich meinen ältesten Sohn David. Da ich bey meiner Verheirathung nur eilf Jahr alt war, und nach der bey unserer Nation in diesen Gegenden gewöhnlichen eingezogenen Lebensart und Mangel an wechselseitigen Umgang beyder Geschlechter, von den wesentlichen Pflichten der Ehe keinen Begriff hatte, und ein hübsches Mädchen nur als ein jedes andre Natur- oder Kunstwerk betrachtete, ohngefähr wie das schöne Medicinschächtelchen, das ich einst stahl, so war es natürlich, daß ich noch eine geraume Zeit nach meiner Verheirathung nicht an Erfüllung dieser Pflichten denken konnte.

Ich pflegte mich meiner Frau als einem mir unbekannten Gegenstande mit Zittern zu nähern;

Diesem Uebel abzuhelfen, wurde ich, in der Meinung ich sey zu meiner Hochzeit behext worden, zu einer alten Hexe gebracht. Diese nahm mit mir allerhand Operationen vor, die freylich, obgleich indirekte, durch Hülfe der Einbildungskraft, gute Wirkung hatten.

Mein Leben in Polen seit meiner Verheirathung bis zu meiner Auswanderung, welcher Zeitraum die Blüthe meines Alters in sich begreift, war eine Reihe von mannichfaltigem Elend, Mangel an allen Mitteln zur Beförderung meiner Entwickelung, und nothwendig damit verknüpfter unzweckmäßiger Gebrauch der Kräfte, bey deren Beschreibung mir die Feder aus den Händen fällt, und deren schmerzhafte Zurückerinnerung ich in mir zu ersticken suche.

Die damalige Verfassung dieses Landes überhaupt, der Zustand unsrer Nation darin, die wie der arme Esel von zwey Lasten, ihrer eignen Unwissenheit und damit verbundenen Religionsvorurtheilen und der Unwissenheit und den Vorurtheilen der herrschenden Nation unterdrückt wird, die Unglücksfälle meiner Familie, alles vereinigte sich, mich im Laufe

meiner Entwickelung zu hindern, und die Wirkung meiner Naturanlagen zu hemmen.

Die Polnische Nation, worunter ich bloß den Polnischen Adel verstehe, ist von sehr gemischter Art. Nur die wenigsten haben Gelegenheit sich durch Erziehung, Unterricht und zweckmäßige Reisen auszubilden, wodurch sie sowohl ihr eigenes, als ihrer Unterthanen Wohl aufs beste befördern können. Die meisten hingegen bringen ihr Leben in Unwissenheit und Sittenlosigkeit zu, und sind ein Spiel ihrer ausschweifendsten Leidenschaften, die Tausenden ihrer Unterthanen verderblich sind. Sie prangen mit Titel und Orden, die sie durch ihre Handlungen entehren, besitzen viele Güter die sie nicht zu verwalten verstehn, und befehden sich einander wechselseitig, wodurch das Reich nothwendig der Raub seiner, auf seine Größe eifersüchtigen, Nachbarn werden muß.

Der Fürst R . . . . der als Hettmann in Polen und Woywode in Lithauen einer der größten Magnaten war, der als Besitzer dreyer Erbschaften aus dieser Familie unermeßliche Güter hatte, und dem man etwas Güte des Herzens und bon sens

nicht ganz absprechen konnte, war durch eine vernachlässigte Erziehung und Mangel an Unterricht einer der ausschweifendsten Fürsten, die je in der Welt gelebt haben. Aus Mangel an hinlänglicher Beschäftigung, welcher eine nothwendige Folge der vernachläßigten Ausbildung seines Geschmacks und Erweiterung seiner Kenntnisse war, ergab er sich dem Trunk, wodurch er zu den lächerlichsten und tollsten Handlungen verleitet wurde. Ohne sonderliche Neigung ergab er sich den schändlichsten sinnlichen Begierden, und ohne grausam zu seyn, übte er gegen seine eigne Unterthanen die größten Grausamkeiten aus.

Er unterhielt mit vielen Unkosten eine Armee von zehntausend Mann, die bloß zur Pracht und sonst zu nichts in der Welt gebraucht wurde, und während der Unruhen in Polen nahm er, ohne zu wissen warum, die Partey der Konföderirten. Dadurch zog er sich die Russen auf den Hals, die seine Güter plünderten und seine Unterthanen in den höchsten Mangel und Elend stürzten. Er selbst mußte zu verschiedenen malen landflüchtig werden,

und seine seit vielen Generationen gesammelten Schätze als Beute seiner Feinde zurücklassen.

Wer kann alle seine begangenen Ausschweifungen beschreiben. Einige Beyspiele werden, wie ich glaube, hinreichend seyn dem Leser einige Vorstellung davon zu machen. Eine gewisse Achtung für meinen ehemaligen Landesherrn erlaubt mir nicht diese Fehler anders als bloße Temperaments- und Erziehungsfehler zu betrachten, die vielmehr unser Mitleiden als unsern Haß und Verachtung verdienen.

Wenn er durch eine Straße fuhr, welches gemeiniglich mit seinem ganzen Hofstaat, Kapellen und Soldaten zu geschehen pflegte, so durfte sich, bey Lebensgefahr niemand auf der Straße zeigen, ja selbst in den Häusern war man nicht sicher. Die schlechteste, schmutzigste Bauerfrau die ihm in den Wurf kam ließ er zu sich in den Wagen nehmen.

Einst schickte er zu einem ansehnlichen Barbier jüdischer Nation, und ließ ihn zu sich holen. Dieser, der nichts anders als eine verlangte chirurgische Operation vermuthete, nahm seine Instrumente mit sich und erschien vor seinem Herrn. Dieser fragte

ihn: Hast du deine Instrumente mitgebracht? Ja, allerdurchlauchtigster Fürst, erwiederte jener. „Gut, sagte der Fürst, gieb mir deine Lanzette, ich will dir zur Ader lassen.“ Der arme Barbier mußte sich dieses gefallen lassen. Der Fürst ergriff die Lanzette, und da er damit nicht umzugehen wußte, und seine Hand ohnedem von Betrunkenheit zitterte, so war es natürlich, daß er ihn auf eine erbärmliche Art verwundete, aber seine Hofleute lächelten ihm Beyfall zu, und rühmten seine große Geschicklichkeit in der Chirurgie.

Er kam einst in die Kirche, und ohne in seiner Betrunkenheit zu wissen wo er war, stellte er sich an den Altar, um sein Wasser abzuschlagen. Alle Anwesende geriethen darüber in Entsetzen. Den Tag darauf, Morgens, da er noch nüchtern war, ließ ihm die Geistlichkeit sein gestriges Vergehn zu Gemüthe führen. Ey! sagte der Fürst, wir wollen dieses wieder gut zu machen suchen. Er gab darauf Befehl an die dasige Judenschaft, daß sie auf ihre Kosten funfzig Stein Wachs zum Brennen in gedachter Kirche schaffen sollte. Die armen Juden mußten also für die Entheiligung einer christlichen Kirche

durch einen rechtgläubigen katholischen Christen, Sühnopfer bringen.

Einst ließ er sich einfallen auf dem Wall um die Stadt herum zu fahren. Da aber dieser zu schmal war, um eine Kutsche mit sechs Pferden, (denn anders fuhr er nicht) passiren zu lassen, so mußten seine Husaren mit vieler Mühe und Lebensgefahr dieselbe auf den Händen tragen, bis er auf diese Art um die Stadt herumgefahren war.

Einst fuhr er mit seinem ganzen Hofstaat nach der jüdischen Synagoge, und richtete darin, ohne daß man noch bis jetzt die Veranlassung dazu weiß, die größte Verwüstung an; zerschlug Fenster und Oefen, zerbrach alle Gefäße, warf die in der Bundeslade befindlichen Abschriften der heil. Schrift zu Boden u. s. w. Ein gelehrter, frommer Jude der zugegen war, wagte es, eine derselben von der Erde aufzuheben, und hatte die Ehre, von Sr. fürstlichen Durchlaucht eigenhändig mit einer Flintenkugel getroffen zu werden. Von hier ging der Zug nach der zweyten Synagoge, wo gleicherweise gewirthschaftet wurde und von da nach dem jüdischen

Begräb-

Begräbnißplatz, wo die Gebäude zerstört und die Denkmäler ins Feuer geworfen wurden.

Sollte man wohl denken, daß sich ein Landesherr gegen seine eignen armen Unterthanen, die er wenn sie ja etwas verbrochen haben, gesetzmäßig bestrafen kann, so feindselig zeigen könnte? und doch geschahe es hier.

Einstens ließ er sich einfallen, eine Spatzierreise nach M.. einem Flecken der ihm zugehörte, und vier kleine Meilen von seiner Residenz ablag, vorzunehmen. Diese mußte mit seinem gewöhnlichen Gefolge, und seinem ganzen Hofstaat vorgenommen werden. Gleich am Morgen des dazu bestimmten Tages ging der Zug vor sich. Erstlich marschirte seine ganze Armee in Reih und Glied, regimenterweise wie gewöhnlich eingetheilt; Infanterie, Artillerie, Kavallerie u. s. w. Dann seine Leibgarde, Strelitzen, die aus freywilligen, armen Edelleuten bestand; darauf kamen seine Küchenwagen, worin der Ungersche Wein nicht vergessen worden war, auf diese seine Janitscharmusik und andere Kapellen, dann kam seine Kutsche und dieser folgten endlich seine Satrapen. So nenne ich sie, weil ich

diesen Zug nicht anders, als mit dem Zuge des Darius im Kriege wider Alexander, zu vergleichen weiß. Gegen Abend gelangten Se. fürstliche Durchlaucht selbst (in höchst eigner Person kann ich nicht sagen, weil der Ungersche Wein Sr. Durchlaucht alles Bewußtseyn, worauf doch die Personalität beruht, beraubt hatte) in meinem Wirthshause am Ende der Vorstadt K . . . Sr. Durchlaucht Residenz N. an. Er wurde in das Haus hinein getragen, und auf meiner Schwiegermutter schmutziges unüberzogenes Bett in voller Kleidung, gestiefelt und gespornt, geworfen.

Ich, wie gewöhnlich, mußte Reißaus nehmen. Meine Amazonen aber, ich meyne meine Schwiegermutter und meine Frau, verließen sich auf ihren Heldenmuth, und blieben allein zu Hause. Die ganze Nacht durch wurde gelärmt; in eben der Stube, wo Seine Durchlaucht lagen, wurde Holz gehackt, gekocht und gebraten. Man wuste schon daß wenn Seine fürstliche Durchlaucht schlief, Hochdieselben nichts als vielleicht die Posaune des jüngsten Gerichts aufzuwecken im Stande sey.

Am andern Morgen weckte man ihn auf. Er sahe sich um, und wuste nicht ob er seinen Augen trauen sollte, da er sich in einem elenden Wirthshause, unausgekleidet auf ein schmutziges Bett geworfen fand, das von Wanzen wimmelte. Seine Kammerdiener, Edelknaben und Mohren erwarteten seine Befehle; er fragte, wie er hieher gekommen, und man meldete ihm, daß Seine Durchlaucht gestern eine Reise nach M... angetreten, hier aber Rast zu halten geruhet hätten; sein ganzes Gefolge sey indessen vorausgegangen, und jetzt gewiß schon in M... eingetroffen.

Die Reise nach M... wurde für jetzt eingestellt, und das ganze Gefolge zurückgeholt, welches auch mit der gewöhnlichen Ordnung und Feyerlichkeit in die Residenz einzog. Dem Fürsten aber beliebte es, in meinem Wirthshause zu Mittage große Tafel zu halten. Alle fremde Herren, die sich in dieser Stadt damals aufhielten, wurden dazu eingeladen. Es wurde vom goldenen Servis gespeist und man kann sich den Kontrast von Asiatischer Pracht und Lappländischer Armuth, welche hier in einem Hause herrschten, nicht groß genug vorstellen.

In einem elenden Wirthshause, dessen Wände von Rauch und Ruß kohlschwarz waren, dessen Balken von unförmlichen runden Baumstämmen unterstützt wurden, dessen Fenster aus einigen Ueberbleibseln von zerschlagenen schlechten Scheiben, und schmalen Streifen Kienholz mit Papier überzogen bestanden; in diesem Hause saßen Fürsten auf schmutzigen Bänken an einem noch schmutzigern Tisch im Glanze ihrer Herrlichkeit, und ließen sich die ausgesuchtesten Speisen und die herrlichsten Weine auf einem goldnen Servis reichen.

Vor Tische promenirte der Fürst mit den andern anwesenden Herren vor dem Wirthshause, und erblickte zufälligerweise meine Frau. Diese war damals in der Blüthe ihrer Jugend, und ob ich schon von ihr geschieden bin, so muß ich ihr doch Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und gestehn, daß (freylich alles was Geschmack und Kunst zur Erhöhung der Reitze beyträgt, abgerechnet, indem diese bey ihr nicht Statt fanden) sie damals eine Schönheit vom ersten Range war. Es war also natürlich daß sie auch dem Fürsten R. . . gefallen mußte. Er wandte sich zu seinen Begleitern und sagte: wahr-

haſtig ein hübſches junges Weibchen! man ſollte ihr nur ein weißes Hemde anziehen laſſen. Dieſes pflegte ſeine gewöhnliche Loſung zu ſeyn, und bedeutete eben ſo viel als das Zuwerfen eines Schnupftuchs beym Großſultan. Als es daher dieſe Herren hörten, ſo wurden ſie für die Ehre meiner Frau beſorgt und winkten ihr, ſich aufs ſchleunigſte aus dem Staube zu machen. Dieſe nutzte den Wink, ſchlich ſich in der Stille fort, und lief über alle Berge.

Nach der Mahlzeit zog Seine Durchlaucht mit den andern Herren unter Trompeten, Pauken und Janitſcharenmuſik wieder in die Stadt ein. Nun wurde zu der gewöhnlichen Ordnung des Tages geſchritten, das heißt, den ganzen Nachmittag, und den darauf folgenden Abend zechte man, fuhr alsdann nach H . . ., einem Luſtſchloß am Eingange des fürſtlichen Thiergartens, wo ein Feuerwerk mit vielen Koſten gegeben wurde, aber gemeiniglich zu verunglücken pflegte. Bey jedem ausgeleerten Becher wurden Kanonen gelöſt, wobey die armen Kanoniere, die beſſer mit dem Pflug als mit Kanonen umzugehn wußten, nicht ſelten beſchädigt

wurden. Vivat Kschondsie N . . (es lebe Fürst N . . .) riefen die Gäste, und die Palme in diesem Bachusspiele wurde, wie natürlich, dem Fürsten zuerkannt, wobey er denn jedesmal die, die sie ihm überreichten, mit Geschenken überhäufte, die nicht in vergänglicher Münze oder goldenen Dosen u. dgl. bestanden, sondern in unbeweglichen Gütern mit vielen Hundert Bauern. Endlich wurde Konzert gegeben, wobey denn Seine fürstliche Durchlaucht sanft einschliefen und so nach dem Schlosse zurückgebracht wurden.

Die zu einer solchen Verschwendung nöthigen Kosten, wurden von den armen Unterthanen erpreßt. War dieses nicht hinlänglich, so mußten Schulden gemacht und Güter zu ihrer Tilgung verkauft werden. Ja nicht einmal die zwölf goldenen Männer in Lebensgröße (ob sie die zwölf Apostel oder zwölf Riesen vorstellen sollten, weiß ich nicht), die der Fürst von seinen Vorfahren geerbt hatte, auch nicht der goldne Tisch, den er selbst hatte verfertigen lassen, wurden bey solchen Gelegenheiten verschont. Und

so wurden denn nach und nach die ansehnlichen Güter dieses großen Fürsten vermindert, seine seit vielen Generationen angehäuften Schätze erschöpft und die Unterthanen — doch ich breche ab.

Dieser Fürst starb vor kurzem ohne Leibeserben. Seines Bruders Sohn soll der einzige Erbe seiner Güter seyn.

Dreyzehntes Kapitel.

Streben nach Geisteusausbildung im ewigen Kampf mit Elend aller Art.

Durch den von meinem Vater erhaltenen Unterricht, noch mehr aber durch eignen Fleiß hatte ich es so weit gebracht, daß ich schon im eilften Jahre einen vollkommenen Rabbiner abgeben konnte. Außerdem besaß ich einige unzusammenhängende Kenntnisse von der Geschichte, Astronomie, und andern mathematischen Wissenschaften.

Ich brannte vor Begierde mir noch mehr Kenntnisse zu erwerben; wie sollte dieß aber bey dem Mangel an Anführung, an wissenschaftlichen Büchern und allen übrigen Mitteln dazu, angèhen? Ich mußte mich also begnügen, ohne allen Plan und Ordnung mir das, was ich zufälligerweise davon erhalten konnte, zu Nutze zu machen.

Um meiner Begierde nach Wissenschaften ein Gnüge zu leisten, war kein anderes Mittel übrig, als fremde Sprachen zu lernen. Aber wie sollte ich es damit anfangen? Die Polnische oder Lateinische Sprache bey einem Katholiken zu lernen, war mir unmöglich, indem von der einen Seite die Vorurtheile meiner eignen Nation mir alle andern Sprachen außer der Hebräischen, und alle andre Kenntnisse und Wissenschaften, außer dem Talmud und der ungeheuern Anzahl seiner Kommentatoren, verwehrten; von der andern Seite aber auch die Vorurtheile der Katholiken es nicht zuließen, einen Juden hierin zu unterweisen.

Außerdem war ich in sehr schlechten zeitlichen Umständen. Ich mußte durch Schulmeisterschaft, Korrektur der Heiligen Schrift, und d. gl. eine ganze Familie ernähren, und also eine lange Zeit nach der Befriedigung meines natürlichen Triebes vergebens seufzen.

Endlich kam mir hierin ein glücklicher Zufall zu Hülfe. Ich bemerkte nehmlich an einigen Hebräischen Büchern, die sehr starkleibig waren, daß sie

mehrere Alphabete enthielten, und man ihre Bogenanzahl daher nicht bloß mit hebräischen Buchstaben hatte bezeichnen können, sondern im zweyten und dritten Alphabeth sich zu diesem Behuf auch anderer Schriftzeichen hatte bedienen müssen, welches gemeiniglich Lateinische und Deutsche Buchstaben waren.

Nun hatte ich zwar nicht den mindesten Begriff von einer Druckerey. Ich stellte mir gemeiniglich vor, daß Bücher so wie Leinwand gedruckt würden, und daß jede Seite durch eine besondre Form abgedruckt würde.

Ich vermuthete aber, daß die nebeneinanderstehenden Schriftzeichen einen und eben denselben Buchstaben bedeuteten, und da ich schon von der Ordnung des Alphabets in diesen Sprachen etwas gehört hatte, so supponirte ich, daß z. B. a das neben א steht, gleichfalls ein Alpha seyn müsse, und lernte auf diese Art nach und nach die Lateinische und Deutsche Schrift kennen.

Durch eine Art des Dechifrirens fing ich an, verschiedene Deutsche Buchstaben in Wörter zu kombiniren, blieb aber dabey noch immer zweifelhaft,

ob nicht meine ganze Mühe vergebens seyn würde, indem die neben den hebräischen Buchstaben befindlichen Schriftzeichen ganz etwas anders als eben dieselben Buchstaben seyn könnten, bis mir zum Glück einige Blätter aus einem alten Deutschen Buche in die Hände fielen.

Ich fing an zu lesen. Und wie groß war nicht meine Freude und Verwunderung, da ich aus dem Zusammenhange sahe, daß die Worte mit denjenigen, die ich schon gelernt hatte, völlig übereinstimmten. Zwar blieben mir nach meiner jüdischen Sprache eine Menge Worte unverständlich, aber aus dem Zusammenhange konnte ich doch auch, mit Weglassung dieser Worte, das Ganze ziemlich fassen.

Die Art durch Dechiffriren zu lernen macht noch jetzt meine eigne Manier aus, die Gedanken anderer zu fassen und zu beurtheilen, und ich behaupte daß man noch gar nicht sagen kann, man verstehe ein Buch, so lange man sich gezwungen sieht, die Gedanken des Verfassers in ihrer bestimmten Ordnung und Verbindung mit den von ihm gebrauchten Ausdrücken vorzutragen. Dieses ist ein bloßes

Werk des Gedächtnisses und nur alsdann kann man sich rühmen einen Autor verstanden zu haben, wenn man durch seine Gedanken, die man anfangs bloß dunkel wahrnimmt, veranlaßt wird, selbst über diese Materie nachzudenken, und dieselbe, obschon auf Veranlassung eines andern, selbst hervorzubringen. Dieser Unterschied des Verstehens kann einem scharfsichtigen Auge nicht entgehen. — Aus eben diesem Grunde kann ich auch nur alsdann ein Buch verstehen, wenn die darin enthaltenen Gedanken nach Ausfüllung der Lücken miteinander übereinstimmen.

Ich fühlte noch immer eine Leere in mir, die ich nicht auszufüllen im Stande war. Ich konnte meine Begierde nach Kenntnissen und Wissenschaften nicht vollkommen befriedigen. Bis jetzt war noch immer das Studium des Talmuds mein Hauptgeschäfte, woran ich aber bloß in Ansehung der Form, indem sie die höhern Seelenkräfte in Thätigkeit setzt, einen Gefallen hatte; keinesweges aber in Ansehung der Materie.

Man findet darin Gelegenheit zur Uebung in Herleitung der entferntesten Folgen aus ihren Gründen, zur Entdeckung der verborgensten Widersprüche,

zur Ausfindigmachung der feinsten Distinktionen u. s. w. Da aber die Principien selbst blos eine eingebildete Realität haben, so kann sich eine wißbegierige Seele keinesweges damit befriedigen.

Ich sahe mich also nach etwas um, wodurch ich diesen Mangel ersetzen könnte. Nun wußte ich zwar, daß es eine sogenannte Wissenschaft giebt, die bey den jüdischen Gelehrten in dieser Gegend ziemlich im Schwange ist; nehmlich die Kabbala, wodurch man nicht nur seine Wißbegierde befriedigen, sondern auch sich ungemein vervollkommnen und Gott nähern könne.

Ich brannte also, wie natürlich, vor Begierde darnach; aber da diese Wissenschaft wegen ihrer Heiligkeit nicht öffentlich gelehrt, sondern ins Geheim traktirt werden muß, so wußte ich nicht, wo ich die darin Eingeweiheten, und ihre Schriften aufsuchen sollte.

Vierzehntes Kapitel.

Ich studiere die Kabbala und werde endlich gar ein Arzt.

Kabbala — um von dieser göttlichen Wissenschaft etwas ausführlicher zu reden — im weitern Sinn heißt Ueberlieferung und begreift nicht nur die geheimen Wissenschaften die nicht öffentlich gelehrt werden dürfen, sondern auch die Methode aus den in der heiligen Schrift vorkommenden Gesetzen neue Gesetze herzuleiten, wie auch einige Fundamentalgesetze, die dem Moses auf dem Berg Sinai mündlich überliefert worden seyn sollen. Im engern Sinn aber heißt Kabbala bloß die Ueberlieferung geheimer Wissenschaften. Diese wird in theoretische und praktische Kabbala eingetheilt. Jene begreift in sich die Lehre von Gott, seinen Eigenschaften, die durch seine mannigfaltigen Nahmen ausgedrückt werden, die Entstehung der Welt

durch eine stufenweise Einschränkung seiner unendlichen Vollkommenheit, und das Verhältniß aller Dinge zu seinem höchsten Wesen. Diese ist die Lehre, durch die mannigfaltigen Nahmen Gottes die besondere Wirkungsarten und Beziehungen auf die Gegenstände der Natur vorstellen, nach Belieben auf sie zu wirken. Diese heiligen Nahmen werden, nicht als bloß willkürliche, sondern als natürliche Zeichen betrachtet, so daß alles was mit diesen Zeichen vorgenommen wird, auf die Gegenstände selbst, die sie vorstellen, Einfluß haben muß.

Ursprünglich war die Kabbala vermuthlich nichts anders als Psychologie, Physik, Moral, Politik u. dgl. durch Symbole und Hieroglyphen in Fabeln und Allegorien vorgestellt, deren geheimen Sinn man nur denen entdeckte die dazu tüchtig waren. Nach und nach ging, vielleicht durch manche Revolutionen, dieser geheime Sinn verloren, die Zeichen wurden statt der bezeichneten Sache selbst genommen. Da man aber leicht merkte, daß diese Zeichen doch etwas bedeuten müßten, so überließ man es der Einbildungskraft diesen geheimen Sinn, der längst verloren gegangen war, aufs neue zu er-

dichten. Die entferntesten Analogien zwischen Zeichen und Sachen wurden ergriffen, bis endlich die Kabbala in eine Kunst mit Vernunft zu rasen oder in eine auf Grillen beruhende systematische Wissenschaft ausartete. Das vielversprechende ihres Zwecks: auf die ganze Natur nach Belieben zu wirken, der hohe Schwung und die Feyerlichkeit womit sie sich ankündigt, hat, wie natürlich, auf schwärmerische, durch Wissenschaften und vorzüglich durch eine gründliche Philosophie unerleuchtete Gemüther eine außerordentliche Wirkung.

Das Hauptwerk um daraus die Kabbala zu studiren, ist der Sohar, der in einem sehr erhabenen Stil in syrischer Sprache geschrieben ist. Alle andere kabbalistische Schriften sind bloß als Kommentare oder Auszüge desselben zu betrachten.

Es giebt zwey Hauptsysteme der Kabbala, nehmlich das System des Rabbi Moses Kordawera, und das System des Rabbi Isaak Loria. Jener ist mehr reel, d. h. er nähert sich mehr der Vernunft als dieser. Dieser hingegen ist mehr formell d. h. vollständiger in dem Bau seines Systems, als jener. Die neuern Kabbalisten

ziehn

ziehn diesen jenem vor, weil sie nur das für ächte Kabbala halten, worin kein vernünftiger Sinn ist. Das Hauptwerk des Rabbi Moses Kordowera ist das Pardes (Paradis). Von Rabbi Isaak Loria selbst hat man einige unzusammenhängende Schriften. Sein Schüler aber Rabbi Chaim Witall hat ein großes Werk unter dem Titel: Ez Chaiim (der Baum des Lebens) worin das ganze System seines Lehrers enthalten ist, geschrieben. Dieses Buch wird von den Juden für so heilig gehalten, daß sie nicht erlauben, es dem Drucke zu übergeben. Natürlich fand ich mehr Geschmack an der Kabbala des Rabbi Moses, als an der des Rabbi Isaak, durfte aber meine Meinung hierüber nicht äußern.

Nach dieser Abschweifung über die Kabbala überhaupt, kehre ich zu meiner Geschichte zurück. Ich erfuhr, daß der Unterrabiner oder Prediger des Orts ein kabbalistischer Adept sey, und machte also, zur Erreichung meines Endzwecks mit ihm Bekanntschaft, nahm meinen Platz in der Synagoge neben ihm, und da ich einst merkte, daß der Prediger immer nach dem Gebete in einem kleinen

Buche las, und es alsdann auf der Stelle verwahrte; so wurde ich sehr begierig, zu wissen, was dieses für ein Buch seyn mögte?

Nachdem also der Prediger nach Hause gegangen war, ging ich und holte dieses Buch aus dem Orte, wo jener es versteckt hatte, und da ich fand, daß es ein kabbalistisches Buch war, so nahm ich es zu mir, und versteckte mich damit in einen Winkel in der Synagoge, bis alle Leute aus derselben gegangen, und die Synagoge geschlossen war.

Nachher kroch ich aus meinem Schlupfwinkel hervor, und las in meinem geliebten Buche so lange bis der Schließer des Abends die Synagoge wieder aufmachte; ohne den ganzen Tag über an Essen oder Trinken zu denken.

Saarei Kedusha, oder die Thore der Heiligkeit, hieß dieses Buch, und enthielt im kurzen, alles Schwärmerische und Ueberspannte abgerechnet, die Hauptlehren der Psychologie. Ich machte es damit wie die Talmudisten von dem Rabbi Meier sagen, der einen Ketzer zum Lehrer hatte: Er fand einen Granatapfel, aß die Frucht, und warf die Schaale weg.

In ein Paar Tagen wurde ich auf diese Art mit meinem Buche fertig. Dieses aber, anstatt meine Begierde zu befriedigen, reitzte dieselbe noch vielmehr. Ich wünschte noch mehrere Bücher dieser Art zu lesen.

Da ich aber zu schüchtern war, um dieses dem Prediger zu entdecken, so beschloß ich einen Brief an ihn zu schreiben, worin ich meine unwiderstehliche Begierde nach dieser heiligen Wissenschaft äußerte, und daher den Prediger inständig bat, daß er mich mit Büchern unterstützen möchte.

Ich erhielt darauf von demselben eine sehr günstige Antwort. Er lobte meinen Eifer für diese heilige Wissenschaft, und versicherte mich, daß dieser Eifer, unter so wenig Begünstigung, ein offenbares Merkmal sey, daß meine Seele von Olam Aziloth (der Welt des unmittelbaren göttlichen Ausflusses) herkomme, anstatt daß die Seelen der bloßen Talmudisten von Olam Jezire (der Welt der Schöpfung) ihren Ursprung nehmen. Er versprach mir daher, mich, so viel in seinem Vermögen wäre, mit Büchern zu unterstützen.

Da er aber sich selbst hauptsächlich mit dieser Wissenschaft beschäftigte, und dergleichen Bücher beständig bey der Hand haben mußte, so konnte er mir dieselben nicht leihen, erlaubte mir aber, sie in seinem eignen Hause nach Belieben zu studiren.

Wer war froher als ich? Ich nahm dieses Anerbieten des Predigers mit Dankbarkeit an, kam beynahe nicht aus seinem Hause, und saß Tag und Nacht über den kabbalistischen Büchern.

Besonders machten mir zwey Vorstellungen die größte Mühe. Die eine war der Baum, oder die Vorstellung der göttlichen Ausflüsse nach ihren mannigfaltigen Krümmungen und Verwickelungen unter einander. Die zweyte war Gottes Bart, dessen Haare in mannigfaltige Klassen, deren jede etwas Eigenthümliches hat, vertheilt sind, und worin jedes Haar eine besondere Ableitung der göttlichen Gnade ist. Bey aller Anstrengung konnte ich darin keinen vernünftigen Sinn finden.

Mein beständiger Besuch aber inkommodirte den Herrn Prediger ungemein. Er hatte seit kur-

zer Zeit eine sehr hübsche junge Frau geheirathet, und da sein elendes Häuschen aus einem einzigen Zimmer bestand, welches zugleich Wohn- Studier- und Schlafstube war, und wo ich ganze Nächte durch wachte, so kam meine Uebersinnlichkeit mit des Predigers Sinnlichkeit nicht selten in Kollision.

Dieser dachte folglich auf Mittel den angehenden Kabbalisten auf eine gute Art los zu werden. Er sagte mir daher einst: Ich merke, daß es Sie zu sehr inkommodiren muß, der Bücher wegen ihre Zeit beständig außer ihrem Hause bey mir zuzubringen. Sie können sie in Gottes Nahmen einzeln mit nach Hause nehmen, und also nach ihrer Kommodität studiren.

Mir war nichts willkommener als dieses. Ich nahm daher von dem Prediger ein Buch nach dem andern nach Hause, und studirte darin so lange, bis ich die ganze Kabbala inne zu haben glaubte. Ich begnügte mich nicht bloß mit der Erkenntniß ihrer Principien und mannigfaltigen Systeme, sondern suchte auch von diesen den gehörigen Gebrauch zu machen. Es war keine Stelle in der heiligen

Schrift, oder im Talmud anzutreffen, deren geheimen Sinn ich nicht aus kabbalistischen Principien, mit der größten Fertigkeit hätte herauswickeln können.

Ein Buch Schaarei Ora betitelt, kam mir hierin sehr zu statten. In diesem Buche werden die mannigfaltigen Namen einer jeden der zehn Sephiroth (der Hauptgegenstand der Kabbala) hergezählt, so daß eine jede derselben hundert oder mehr Nahmen hat. In einem jeden Wort eines Verses in der Bibel, oder einer Stelle im Talmud fand ich also den Nahmen irgend einer Sephirah. Da ich nun die Eigenschaft einer jeden Sephirah und ihr Verhältniß zu den übrigen wußte, so konnte ich leicht aus der Kombination der Nahmen ihre zusammengesetzte Wirkung herausbringen.

Um dieses durch ein kurzes Beyspiel zu erläutern, so fand ich im gedachten Buche daß der Nahme Jehova die obersten sechs Sephiroth, die ersten drey nicht mitgerechnet, die Person der Gottheit generis masculini vorstelle, das Wort Koh aber die Shechina oder die Person der Gottheit generis feminini bedeute, und das Wort Amar die

Geschlechtsverbindung anzeige. Ich legte daher diese Worte, Koh amar Jehova auf folgende Art aus: Jehova verbindet sich mit der Scheisina, und dieses ist erzkabbalistisch u. dgl. Da ich also diese Stelle in der Bibel las, so dachte ich mir nichts anders, als daß, indem ich diese Wörter aussprach und dabey diesen ihren geheimen Sinn dachte, unter diesen göttlichen Eheleuten eine wirkliche Verbindung vorgehe, wovon die ganze Welt den Segen zu erwarten habe. Wer kann den Ausschweifungen der Einbildungskraft, wenn sie nicht durch Vernunft geleitet wird, Einhalt thun?

Mit der Kabbala Maschiith oder der praktischen Kabbala wollte es mir nicht so glücken als mit der theoretischen. Der Prediger rühmte sich zwar nicht öffentlich, sagte es aber doch einem jeden insgeheim, er sey auch hierin Meister, besonders gab er vor: roeh weeno neroh (alles zu sehn aber selbst von andern nicht gesehn zu werden) d. h. sich unsichtbar machen zu können.

Auf dieses Kunststück war ich besonders begierig, um als ein junger Mensch gewisse Arten

des Muthwillens an meine Kammeraden ungestraft ausüben zu können. Besonders entwarf ich schon einen Plan meine böse Schwiegermutter durch dieses Mittel im Zaum zu halten. Ich bat daher den Prediger flehentlich mir dieses Geheimniß mitzutheilen. Ich gab vor, meine Absicht sey bloß Gutes zu stiften, und Böses zu verhüten. Der Prediger ließ sich dazu bewegen, sagte mir aber zugleich, daß es von meiner Seite einige Vorbereitungen erfordere. Drey Tage nacheinander mußte ich fasten, und alle Tage einige Jchudim machen. Dies sind kabbalistische Gebetsformeln, deren geheimer Sinn darauf abzielt in der intellektuellen Welt Geschlechtsvereinigungen hervorzubringen, wodurch gewisse Wirkungen in der physischen Welt befördert werden sollen.

Ich that alles mit Freuden, machte die Beschwörung, die er mich gelehrt hatte, und glaubte nun mit aller Zuversicht ich sey jetzt unsichtbar. Sogleich eilte ich in Beth Hamidras oder die jüdische Akademie, ging auf einen meiner Kameraden zu und gab ihm eine tüchtige Ohrfeige. [illegible]eser war aber nicht faul und gab mir dieselbe

mit Interessen wieder. Ich stutzte, konnte nicht begreifen, wie dieser mich entdecken können, da ich doch die Vorschriften des Predigers aufs genauste beobachtet hatte; doch dachte ich, ich könne vielleicht etwas, ohne mein Wissen und Willen, vernachläßigt haben. Ich beschloß daher, diese Operation aufs neue vorzunehmen, wollte aber nicht die Probe abermal mit einer Ohrfeige wagen, sondern ging nur in die Akademie, um als bloßer Zuschauer meine Kameraden zu beobachten. Sobald ich hereintrat, kam mir aber schon einer entgegen, und zeigte mir eine schwere Stelle im Talmud, die ich erklären sollte. Ich stand ganz bestürzt und über meine fehlgeschlagene Hoffnung trostlos.

Darauf ging ich zum Prediger und benachrichtigte ihn von meinem mißlungenen Versuche. Ohne zu erröthen, erwiederte er ganz dreist: wenn Sie alle meine Vorschriften beobachtet haben, so weiß ich mir dieses nicht anders zu erklären, als daß Sie zu einer solchen Entkleidung des Sichtbaren ihres Körpers untüchtig sind. Mit

großer Betrübniß mußte ich also die Hofnung mich unsichtbar zu machen, gänzlich aufgeben.

Dieser vereitelten Hoffnung folgte bald eine neue Täuschung. In der Vorrede des Buchs Rasiel, welches dieser Engel unserm Erzvater Adam bey seiner Verbannung aus dem Paradiese gegeben haben soll, fand ich die Verheißung, daß der, welcher dieses Buch in seinem Hause verwahre, sich dadurch vor Feuersbrünsten sichere. Es dauerte aber nicht lange, so wurde bey einer Feuersbrunst in der Nachbarschaft auch mein Haus vom Feuer ergriffen und der Engel Rasiel mußte selbst in der Feuerequipage gen Himmel fahren.

Unbefriedigt von der litterarischen Kenntniß dieser Wissenschaft suchte ich in ihren Geist einzudringen; und da ich bemerkte, daß diese ganze Wissenschaft, wenn sie diesen Nahmen verdienen sollte, nichts anders als die Geheimnisse der Natur in Fabeln und Allegorien eingehüllet, enthalten könne: so bemühte ich mich diese Geheimnisse ausfindig zu machen, und dadurch meine bloße litterarische Erkenntniß zu einer Vernunfterkenntniß zu erheben.

Ich konnte aber dieses damals nur auf eine sehr unvollständige Art bewerkstelligen, weil ich noch sehr wenige Begriffe von Wissenschaften überhaupt hatte. Doch gerieth ich von selbst durch eignes Nachdenken auf viele Applikationen dieser Art. So erklärte ich mir z. B. gleich die erste Instanz, womit die Kabbalisten gemeiniglich ihre Wissenschaft anfangen.

Nehmlich: ehe die Welt erschaffen worden hatte das göttliche Wesen allein den ganzen unendlichen Raum ausgefüllt. Nun wollte aber Gott eine Welt erschaffen, damit er seine Eigenschaften die sich auf andere Wesen außer ihn beziehen, offenbaren könnte; er schränkte zu diesem Endzwecke sich selbst in den Mittelpunkt seiner Vollkommenheit ein und ließ hernach in den dadurch leergebliebenen Raum zehn koncentrische Lichtkreise fahren, daraus hernach mannigfaltige Figuren (Parzoffim) und Gradationen bis zur gegenwärtigen sinnlichen Welt entstanden.

Ich konnte mir auf keinerley Art vorstellen, daß dieses alles im gemeinen Sinne der Worte wahr seyn sollte, so wie beynahe alle Kabbalisten

es sich vorstellen. Eben so wenig konnte ich mir vorstellen, daß, ehe die Welt erschaffen worden, eine Zeit verflossen sey, indem ich aus meinem Mora Newochim wußte, daß die Zeit bloß eine Modifikation der Welt sey, und folglich ohne diese nicht gedacht werden könne.

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß Gott einen, obgleich unendlichen Raum erfülle; ferner, daß er als ein unendlich vollkommenes Wesen, seine eigene Vollkommenheit auf eine zirkelförmige Art in seinem Mittelpunkte einschränken sollte.

Sondern ich suchte mir dieses alles auf folgende Art zu erklären: Gott ist nicht der Zeit nach, sondern seinem nothwendigen Wesen nach, als Bedingung der Welt, eher als dieselbe. Alle Dinge außer Gott mußten, sowohl ihrem Wesen, als ihrer Existenz nach, von ihm als ihrer Ursache abhängen. Die Erschaffung der Welt konnte also nicht als eine Hervorbringung aus nichts, auch nicht als eine Bildung eines, von ihm Unabhängigen, sondern nur als eine Hervorbringung aus sich selbst gedacht werden. Und da die Wesen

von verschiedenen Graden der Vollkommenheit sind, so müssen wir zur Erklärung ihrer Entstehungsart verschiedene Grade der Einschränkung des göttlichen Wesens annehmen. Da nun diese Einschränkung grade vom unendlichen Wesen bis zu der Materie gedacht werden muß, so stellen wir uns den Anfang dieser Einschränkung figürlich als einen Mittelpunkt (den niedrigsten Punkt) des Unendlichen vor.

In der That ist die Kabbala nichts anders als erweiterter Spinozismus, worin nicht nur die Entstehung der Welt aus der Einschränkung des göttlichen Wesens überhaupt erklärt, sondern auch die Entstehung einer jeden Art von Wesen und ihr Verhältniß zu allen übrigen aus einer besondern Eigenschaft Gottes hergeleitet wird. Gott als das letzte Subjekt und die letzte Ursache aller Wesen heißt Ensoph (das Unendliche, wovon, an sich betrachtet, nichts prädicirt werden kann.) In Beziehung auf die unendlichen Wesen aber werden ihm positive Eigenschaften beygelegt, diese werden von den Kabbalisten auf zehne reducirt, welche die zehn Sephiroth genannt werden. In dem Buche Pardes von Rabbi Moses Kordawera wird die Frage

untersucht ob die Sephiroth für die Gottheit selbst zu halten sind oder nicht?

Man sieht aber leicht, daß diese Untersuchung in Ansehung der Gottheit nicht mehr Schwierigkeit machen muß, als in Ansehung irgend eines andern Wesens.

Unter den zehn Kreisen dachte ich mir die zehn Prädikamente des Aristoteles, die ich aus gedachtem More Newochim kennen gelernt hatte, die allgemeinsten Prädikate der Dinge, ohne welche nichts gedacht werden kann u. s. w.

Die Kathegorien, im strengsten kritischen Sinne, sind die logischen Formen, die sich nicht auf ein bloß logisches, sondern auf ein reelles Objekt überhaupt beziehn, und ohne welche dieß nicht gedacht werden kann. Sie sind also im Subjekt selbst gegründet, werden aber bloß durch ihre Beziehung auf ein reelles Objekt ein Gegenstand des Bewußtseyns. Sie stellen daher die Sephiroth vor, die zwar dem Ensoph an sich zukommen, deren Realität aber bloß durch ihre besondere Beziehung und Wirkung auf Gegenstände der Natur offenbaret wird,

und deren Anzahl in verschiedenen Rücksichten verschiedentlich bestimmt werden kann.

Ich zog mir aber durch diese Erklärungsart manche Ungelegenheit zu. Die Kabbalisten behaupten nehmlich, daß die Kabbala keine menschliche, sondern eine göttliche Wissenschaft sey, und daß es folglich dieselbe herabwürdigen hieße, wenn man ihre Geheimnisse, der Natur und Vernunft gemäß, erklären wollte.

Je vernünftiger also meine Erklärungen herauskamen, desto mehr wurden sie gegen mich aufgebracht, indem sie dasjenige bloß für göttlich hielten, was keinen vernünftigen Sinn hatte.

Ich mußte also meine Explikationen für mich behalten. Ein ganzes Werk, das ich darüber schrieb, brachte ich noch mit nach Berlin und verwahre es bis jetzt als ein Denkmal von dem Streben des menschlichen Geistes nach Vollkommenheit, ohngeachtet aller Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen.

Unterdessen konnte mich doch dieses nicht befriedigen. Ich wünschte, die Wissenschaften nicht in Fabeln eingehüllet, sondern in ihrem natürlichen

Lichte zu erblicken. Ich hatte zwar schon, obwohl sehr mangelhaft, deutsch lesen gelernt; aber wo sollte ich in Litthauen deutsche Bücher hernehmen?

Zum Glück für mich, erfuhr ich, daß der Oberrabiner von S. der sich in seiner Jugend in H. aufgehalten, da die deutsche Sprache erlernt, und sich mit den Wissenschaften einigermaßen bekannt gemacht hatte, sich noch bis jetzt, obzwar in Geheim, mit den Wissenschaften abgebe, und eine ziemliche Bibliothek von deutschen Büchern hätte.

Ich beschloß daher, zu diesem Oberrabiner nach S. zu wallfahrten, und ihn um einige wissenschaftliche Bücher anzuflehen. Ohne mich also um Reisegeld und Fuhrwerk im mindesten zu bekümmern (ich war solcher Reisen ziemlich gewohnt, und ging einst nach W. dreyßig Meilen zu Fuß, um ein hebräisch-peripathetisch-philosophisches Buch aus dem zehnten Jahrhundert zu sehn), und ohne meiner Familie ein Wort davon zu sagen, machte ich mich auf die Reise nach S. in der Mitte des Winters.

Sobald ich da angelangt war, ging ich zu dem Oberrabiner, sagte ihm mein Anliegen, und bat ihn flehentlich um Unterstützung. Dieser erstaunte

nicht wenig darüber, indem seit ein und dreyßig Jahren, daß er von Deutschland zurückgekommen war, noch kein Mensch sich gefunden hatte, der eine Bitte dieser Art an ihn gethan hätte, und versprach, mir einige alte Deutsche Bücher zu leihen. Die vorzüglichsten darunter waren eine alte Optik, und Sturms Physik.

Ich wußte diesem braven Oberrabbiner meine Dankbarkeit nicht genug auszudrücken, steckte diese Paar Bücher ein, und kehrte damit voller Entzücken nach Hause zurück.

Nachdem ich diese durchstudirt hatte, wurden mir auf einmal meine Augen aufgethan. Ich glaubte, nun den Schlüssel zu allen Geheimnissen der Natur erlangt zu haben, da ich wußte wie ein Gewitter, Thau, Regen, u. s. w. entstehe.

Ich sahe über alle andern, die dieses noch nicht wußten, stolz herab, lachte über ihre Vorurtheile und Aberglauben, und erbot mich, ihre Begriffe hierin aufzuklären und ihren Verstand zu erleuchten.

Dieses wollte aber nicht überall anschlagen. Ich bemühte mich einmal einem Talmudisten beyzubrin-

gen, daß die Erde rund sey, und daß wir Gegenfüßler hätten. Dieser aber machte mir den Einwurf, daß diese Gegenfüßler nothwendig fallen müßten?

Ich hatte genug zu demonstriren, daß das Fallen der Körper nicht nach einer bestimmten Richtung im leeren Raume, sondern nach dem Mittelpunkt der Erde geschehe, und daß die Begriffe von Oben und Unten bloß die Entfernung und Näherung von diesem Mittelpunkte wären. Es half alles nichts, der Talmudist blieb dabey, daß dieses Vorgeben ungereimt sey.

So ging ich einmal mit einigen meiner Freunde spatzieren. Nun mußte uns gerade eine Ziege im Wege liegen. Ich gab der Ziege einige Schläge mit meinem Stocke, meine Freunde warfen mir meine Grausamkeit vor. Ich aber erwiederte: was Grausamkeit? glaubt ihr denn, daß die Ziege einen Schmerz fühlt, wenn ich sie schlage? ihr irrt euch hierin sehr. Die Ziege ist (nach dem Sturm, der ein Karthesianer war) eine bloße Maschine.

Diese lachten herzlich darüber, und sagten, aber hörst du nicht, daß die Ziege schreyt, wenn du sie schlägst? worauf ich antwortete: ja freylich schreyet sie; wenn ihr aber auf eine Trommel schlagt, so schreyet sie auch.

Diese erstaunten über meine Antwort und in kurzer Zeit wurde in der ganzen Stadt bekannt, daß ich närrisch geworden wäre, indem ich behaupte: Eine Ziege sey eine Trommel.

Von dem gütigen Oberrabiner zu S. bekam ich nachher noch zwey medicinische Bücher, nehmlich Kulms anatomische Tabellen, und Voits Gaziopilatium. Dieses ist ein starkes medicinisches Wörterbuch, worin nicht nur die Erklärungen aus allen Theilen der Medicin, sondern auch ihr mannigfaltiger Gebrauch im kurzen enthalten ist. Bey jeder Krankheit z. B. findet man außer ihrer Erklärung noch ihre Ursache, ihre Symptomen, Kurart, ja sogar ordentliche Recepte. Dieß war für mich ein wahrer Schatz; ich studirte das Buch durch, und glaubte schon im Besitz der ganzen medicinischen Wissenschaft, und ein vollendeter Arzt zu seyn.

Ich wollte mich aber nicht mit der bloßen Theorie begnügen, sondern entschloß mich ordentlich Gebrauch davon zu machen. Ich besuchte Patienten, bestimmte nach den Umständen und Symptomen alle Krankheiten, und ihre Ursachen, verschrieb auch in Gottes Nahmen Recepte. Es ging aber damit sehr lustig zu. Sagte mir der Patient einige Symptomen seiner Krankheit, so errieth ich daraus die Art der Krankheit selbst, und nun schloß ich weiter auf die Gegenwart der übrigen Symptomen; sagte der Kranke, daß er nichts davon spürte, so behauptete ich doch hartnäckig die Gegenwart derselben. Da hieß es denn zuweilen:

Ich. Du hast auch Kopfschmerzen.

P. Nein.

Ich. Du mußt aber Kopfschmerzen haben.

Da viel Symptomen mehreren Krankheiten gemein sind, so nahm ich nicht selten quid pro quo. Recepte konnte ich nie im Kopfe behalten, ich mußte also, wenn ich etwas verschrieb erst nach Hause gehen und mein Gaziopilatium nachschlagen.

Endlich fing ich sogar an selbst nach Voits Vorschrift Medikamente zu machen. Wie diese geriethen, kann man sich denken. Doch hatte dieß die gute Folge, daß ich einsah, es müsse doch wohl noch etwas mehr zum praktischen Arzt gehören, als ich damals verstand.

Funfzehntes Kapitel.

Kurze Darstellung der jüdischen Religion von ihrem Ursprung bis auf die neuesten Zeiten.

Zur Verständlichkeit desjenigen Theils meiner Lebensgeschichte, der meine Gesinnungen in Ansehung der Religion betrift, muß ich erstlich eine kurze pragmatische Geschichte der jüdischen Religion überhaupt vorausschicken, und zuförderst von dem Begriff der Religion überhaupt, und dem Unterschied zwischen natürlicher und positiver Religion sprechen.

Religion überhaupt ist Ausdruck der Empfindungen der Dankbarkeit, Ehrfurcht u. s. w. die aus dem Verhältniß einer oder mehrerer uns unbekannten Mächte zu unserm Wohl und Weh entspringen. Sieht man bloß auf den Ausdruck dieser Empfindungen überhaupt, ohne

auf die besondere Art dieses Ausdrucks Rücksicht zu nehmen, so ist allerdings Religion dem Menschen natürlich. Er bemerkt viele ihm interessirende Wirkungen, deren Ursachen ihm unbekannt sind, und doch sieht er sich nach dem allgemein anerkannten Satze des zureichenden Grundes gezwungen, diese Ursachen zu supponiren, und die gedachte Empfindungen gegen sie auszudrücken.

Dieser Ausdruck kann von zweyerley Art seyn, entweder der Einbildung oder der Vernunft gemäß. Denn entweder stellet man sich die Ursachen den Wirkungen analogisch vor, und legt ihnen an sich solche Eigenschaften bey, die sich durch ihre Wirkungen offenbaren, oder man denkt sie bloß als Ursachen gewisser Wirkungen, ohne dadurch ihre Eigenschaften an sich bestimmen zu wollen. Diese beyden Arten sind dem Menschen natürlich; jene ist dem frühern Stande des Menschen, diese dem Stande seiner Vollkommenheit gemäß.

Der Unterschied dieser beyden Vorstellungsarten hat noch einen andern Unterschied der Religio-

nen zur Folge. Die erste Vorstellungsart, nach welcher die Ursachen den Wirkungen ähnlich supponirt werden, ist die Mutter der Vielgötterey, oder des Heidenthums. Die zweyte aber ist die Basis der wahren Religion. Denn da die Arten der Wirkungen von einander verschieden sind, so müssen auch ihre Ursachen, wenn sie ihnen ähnlich seyn sollen, als von einander verschieden vorgestellt werden. Denkt man hingegen, der Wahrheit gemäß, zu diesen Wirkungen den Begrif von Ursache überhaupt, ohne diese Ursache an sich sowohl (indem sie völlig unbekannt ist), als analogisch, durch Hülfe der Einbildungskraft, bestimmen zu wollen, so hat man keinen Grund mehrere Ursachen zu supponiren, sondern braucht nur ein einziges völlig unbekanntes Subjekt als Ursache aller dieser Wirkungen anzunehmen.

Die verschiedenen philosophischen Systeme der Theologie sind nichts anders als nähere Entwickelungen dieser verschiedenen Vorstellungsarten. Das atheistische System der Theologie, wenn man es so nennen darf, verwirft den Gebrauch des Begriffs von einer ersten Ursache ganz und gar

(da er dem kritischen System zufolge zum wenigsten, als eine nothwendige Vernunftidee, von regulativen Gebrauch ist.) Alle Wirkungen werden auf besondere bekannte oder unbekannte Ursachen bezogen. Darin darf nicht einmal ein Zusammenhang zwischen den verschiedenen Wirkungen angenommen werden, weil sonst der Grund dieses Zusammenhangs nothwendig außer demselben gesucht werden müßte.

Das spinozistische System hingegen supponirt eine und eben dieselbe Substanz als unmittelbare Ursache aller verschiedenen Wirkungen, die als Prädikate eines und eben desselben Subjekts betrachtet werden müssen.

Materie und Geist sind beym Spinoza eine nnd eben dieselbe Substanz, die einmal unter diesen, ein andermal unter jenen Attribut erscheint. Diese einzige Substanz ist, nach ihm, nicht nur das einzige mögliche selbstständige (von einer äußern Ursache unabhängige) sondern auch das einzige für sich bestehende Wesen, dessen Arten (modos) (diese Attribute auf eine besondere Art eingeschränkt) alle, sogenannte, Wesen außer ihm sind.

Jede besondre Wirkung in der Natur wird bey ihm nicht auf ihre nächste (die bloß ein Modus ist) sondern unmittelbar auf diese erste Ursache oder Substanz bezogen, die allen Wesen gemein ist.

In diesem System ist die *Einheit reel*; das *Mannigfaltige* aber bloß *idealisch*. In dem atheistischen Systeme hingegen ist es gerade umgekehrt. Das *Mannigfaltige* ist *reel*, in der *Natur der Dinge selbst* gegründet. Die *Einheit* hingegen die man in der Ordnung und Gesetzmäßigkeit der Natur bemerkt, ist diesem zufolge bloß *zufällig*, wodurch wir unser *willkürliches* System *zum Behuf der Erkenntniß*, zu bestimmen pflegen.

Es ist unbegreiflich wie man das spinozistische System zum atheistischen machen können? da sie doch einander gerade entgegengesetzt sind. In diesem wird das Daseyn *Gottes*, in jenem aber das Daseyn der *Welt* geleugnet. Es müßte also eher das *akosmische* System heißen.

Das *Leibnitzische* System hält das Mittel zwischen beyden vorhergehenden. Es werden darin alle *besondern Wirkungen* auf *besondere*

Ursachen unmittelbar bezogen; diese verschiedene Wirkungen werden aber als zusammenhängend in einem einzigen System gedacht, und die Ursache dieses Zusammenhängens in einem Wesen außer demselben gesucht.

Die positive Religion wird von der natürlichen auf eben die Art als die positiven bürgerlichen Gesetze von den natürlichen unterschieden. Diese sind die auf einer von selbst erlangten, auf undeutlicher Erkenntniß beruhenden, in Ansehung ihres Gebrauchs nicht gehörig bestimmten; jene aber die auf einer von andern erhaltenen deutlichen Erkenntniß, in Ansehung ihres Gebrauchs völlig bestimmten Gesetze.

Man muß aber eine positive Religion von einer politischen Religion sorgfältig unterscheiden. Jene hat bloß Berichtigung und genaue Bestimmung der Erkenntniß, d. h. Belehrung in Ansehung der ersten Ursache, zum Zweck, und die Erkenntniß wird einem andern, nach Maßgabe seiner Fähigkeit so mitgetheilt, wie man sie selbst erhalten hat. Diese aber hat hauptsächlich bürgerliche Glückseligkeit zum Zweck. Die

Erkenntniß wird nicht so, wie man sie selbst erhalten hat, sondern nur in so fern man sie zu diesem Zwecke dienlich findet, mitgetheilt. Die Politik, bloß als Politik, braucht sich so wenig um die wahre Religion als um die wahre Moral zu bekümmern. Der Schade davon kann durch andere auf die Menschen zugleich wirkende Mittel verhütet, und so alles im Gleichgewicht erhalten werden. Eine jede politische Religion ist zugleich positiv, nicht aber jede positive auch politisch.

So wenig die natürliche als die bloß positive Religion haben Geheimnisse. Denn wollte man es ein Geheimniß heißen, wenn man den andern (wegen Mangel an Fähigkeiten) seine Erkenntniß nicht in dem Grade der Vollkommenheit mittheilen kann, den man selbst erlangt hat, so müßte man, in diesem Sinne, allen Wissenschaften Geheimnisse beylegen; es gäbe alsdann Geheimnisse der Mathematik so gut als Geheimnisse der Religion. — Nur die politische Religion kann Geheimnisse haben, um dadurch auf eine indirekte Art die Menschen zur Erreichung des politischen Zweckes zu leiten, indem man

sie glauben macht, daß sie dadurch ihre Privatzwecke am besten erreichen können, obschon es in der That nicht immer der Fall ist. Es giebt kleine und große Mysterien der politischen Religion. Jene bestehn in der materiellen Erkenntniß aller besondern Operationen und ihres Zusammenhangs unter einander. Diese hingegen in der Erkenntniß des Formellen oder des Zweckes, wodurch jene bestimmt werden. Jene machen den Inbegriff der Religionsgesetze aus, diese aber enthalten den Geist der Gesetze.

Die jüdische Religion ist schon in ihrem ersten Ursprung als natürliche Religion, wie sie die nomadischen Patriarchen hatten, von der heidnischen unterschieden, indem in ihr, statt der vielen begreiflichen Götter des Heidenthums, die Einheit eines unbegreiflichen Gottes zum Grunde liegt. Denn da die besondern Ursachen der Wirkungen (die überhaupt eine Religion veranlassen) an sich unbekannt sind, und man sich auch nicht für berechtigt hält, die Eigenschaften der besondern Wirkungen auf die Ursachen zu übertragen, und sie dadurch zu charakterisiren, so

bleibt nur der Begriff von Ursache überhaupt übrig, der auf alle Wirkungen ohne Unterschied bezogen werden muß. Diese Ursache kann nicht einmal durch die Wirkungen analogisch bestimmt werden. Denn die Wirkungen sind einander entgegengesetzt, und heben sich einander in eben demselben Objekt wechselsweise auf; legt man sie also alle einer und eben derselben Ursache bey, so kann diese durch keine derselben analogisch bestimmt werden.

Die heidnische Religion hingegen, die jede Art Wirkung auf eine besondre Ursache bezieht, kann allerdings durch ihre Wirkung charakterisirt werden. Als positive Religion ist die jüdische dadurch von der heidnischen unterschieden, daß sie keine bloß politische d. h. eine solche Religion die das gesellschaftliche Interesse (im Gegensatz der wahren Erkenntniß und dem Privatinteresse) zum Zweck hat; sondern nach dem Geiste ihres Urhebers, der theokratischen Regierungsform der Nation angemessen ist, die auf dem Grundsatz beruht, daß nur die wahre auf Vernunfterkenntniß beruhende Religion sowohl mit dem bürgerlichen als Privatinteresse übereinstimmen kann. Sie hat

also in ihrer *Reinheit* betrachtet, keine Geheimnisse im eigentlichen Sinne des Worts d. h. solche die man um den Zweck zu erreichen nicht entdecken *will*, sondern solche die man nicht allen entdecken *kann*.

Nach dem Verfall des jüdischen Staats wurde Religion vom Staate (der nicht mehr existirte) getrennt. Die Vorsteher der Religion waren nicht mehr, wie bisher, darauf bedacht, die Religion in ihrer besondern Anwendung dem Staate gemäß einzurichten, sondern ihre Sorge ging bloß darauf, die Religion, wovon die Existenz der *Nation* nunmehr abhing, zu *erhalten*. Bewogen durch den Haß gegen diejenigen Nationen, die ihren Staat zernichtet hatten, und aus Vorsorge daß nicht mit dem Verfall ihres Staats auch ihre Religion in Verfall gerathen möchte, sind sie auf folgende Mittel zur Erhaltung und Erweiterung ihrer Religion gerathen.

1) Das Vorgeben einer von Moses überlieferten Methode, die Gesetze zu expliciren, und auf besondere Fälle anzuwenden. Diese Methode ist nicht diejenige die die Vernunft befiehlt, die Gesetze ihrem

Zwecke nach, der Zeit und den Umständen gemäß zu modificiren, sondern diejenige, die auf gewisse Regeln in Ansehung des *schriftlichen Ausdrucks* beruht.

2) Die den neuen, durch diese Methode herausgebrachten Entscheidungen und Aussprüchen beygelegte gesetzliche Kraft, wodurch sie mit den alten Gesetzen in gleichen Rang traten. Durch welche spitzfindige Dialektik dieses bis auf unsre Zeiten betrieben wird, und welche ungeheuere Anzahl von Gesetzen, Gebräuchen und allerhand unnützen Zeremonien dieses veranlaßt hat, kann man sich leicht vorstellen.

Die Geschichte der jüdischen Religion kann, diesem zufolge, füglich in fünf Hauptepochen eingetheilt werden. Die erste Epoche enthält die *natürliche Religion*, von den Zeiten der Patriarchen bis auf Moses, nach dem Ausgang von Egypten. Die zweyte faßt die *positive oder geoffenbarte* Religion in sich, von Moses bis auf die Zeit des *großen Conciliums* (*Keneseth Hagdola.*) Dieses Concilium muß man sich nicht als eine Versammlung von Theologen zu einer

bestimm-

bestimmten Zeit vorstellen, sondern die Theologen einer ganzen Epoche seit der Zerstörung des ersten Tempels bis auf Verfassung der Misna werden so genannt, wovon die ersten die kleinen Propheten, (Hagi, Sachari, Malachi u. s. w. zu welchen noch bis auf 120 alte gerechnet werden) und der letzte, Simon der Fromme waren. Diese so wie ihre Vorgänger seit Josuas Zeiten legten die mosaischen Gesetze zum Grund, und fügten, nach Zeit und Umständen, und der überlieferten Methode gemäß, noch neue Gesetze hinzu; jede Streitigkeit die darüber entstand, wurde nach Mehrheit der Stimmen entschieden.

Die dritte Epoche geht von der Verfassung der Misna von Rabbi Jehuda dem Heiligen bis auf Verfassung des Talmuds von Rabine und Rabassi. Bis zu dieser Epoche wurde es für unerlaubt gehalten, die Gesetze schriftlich abzufassen, damit sie nicht solchen, die davon keinen Gebrauch machen können, in die Hände kommen sollten. Da aber dieser Rabbi Jehuda Hanassi (oder wie er sonst heißt Rabbenu Hakades) merkte, daß die Gesetze wegen ihrer großen Mannigfaltig-

keit leicht in Vergessenheit gerathen könnten, so erlaubte er sich zur Erhaltung der sämmtlichen Gesetze ein einziges zu übertreten, nehmlich die Gesetze schriftlich abzufassen, und stützte sich hierin auf eine Stelle in den Psalmen: Es giebt Umstände, worin man sich Gott gefällig zeigt, dadurch daß man die Gesetze übertritt. Er lebte zu Antoninas-pius Zeiten, war reich und besaß alle zu einem solchen Unternehmen erforderlichen Fähigkeiten. Er verfaßte daher die Misna, worin er die mosaischen Gesetze entweder nach einer überlieferten oder sonst vernünftigen Exegetik vorträgt. Zuweilen kommen auch darin solche Gesetze vor, worüber gestritten wird.

Dieses Werk wird in sechs Hauptheile abgetheilt. Der erste Theil enthält die Gesetze, die den Feld- und Gartenbau, der zweyte Theil solche, die die Feste und Feyertage betreffen. Der dritte Theil faßt diejenigen in sich, die die Beziehung beyder Geschlechter auf einander (Heirathen, Ehescheidungen u. dgl.) bestimmen. Der vierte begreift die Gesetze, die von den Rechtslehren, der

fünfte solche, die von dem Dienst des Tempels und den Opfern handeln, und der sechste enthält die Reinigungsgesetze.

Da die Misna aber mit der größten Präcision abgefaßt ist und ohne Kommentar nicht verstanden werden kann, so war es natürlich, daß nach der Zeit Zweifel und Streitigkeiten, sowohl über die Auslegung der Misna an sich, als über die Art ihrer Anwendung auf solche Fälle, die in ihr nicht bestimmt genug sind, entstehn mußten. Alle diese Zweifel und ihre mannigfaltigen Auflösungen, Streitigkeiten und Entscheidungen wurden endlich von dem gedachten Rabina und Rabasse in dem Talmud zusammengebracht und dieses ist die vierte Epoche der jüdischen Gesetzgebung.

Die fünfte Epoche fängt von der Beschließung des Talmuds an, und geht bis auf unsre Zeiten, und so fort in alle Ewigkeit, (si diis placet) bis zur Ankunft des Messias. Seit der Beschließung des Talmuds sind die Rabbiner auch nicht müßig, sie dürfen zwar an der Misna und dem Talmud nichts ändern, ihr Geschäfte besteht aber darin: diese so zu erklären, daß sie mit sich selbst

übereinstimmen müssen (welches wahrhaftig keine Kleinigkeit ist, indem immer der eine Rabbiner, nach einer superfeinen Dialektik, in den Erklärungen des andern Widersprüche findet) aus dem Labirinth von verschiedenen Meinungen, Auslegungen, Streitigkeiten und Entscheidungen, die auf jeden Fall anwendbaren Gesetze herauszuwickeln; und endlich neue, durch alle bisherige Bemühungen unbestimmt gebliebene, Gesetze für neue Fälle durch Schlüsse aus den schon bekannten herauszubringen, und ein vollständiges Gesetzbuch zu verfertigen.

So wird die, ihrem Ursprung nach, natürliche, der Vernunft angemessene Religion gemißbraucht. Ein Jude darf weder essen noch trinken, weder bey seiner Frau schlafen noch seine Nothdurft verrichten, ohne dabey eine ungeheure Anzahl Gesetze zu beobachten. Mit den Büchern über das Schlachten (die Beschaffenheit des Messers und die Untersuchung der Eingeweide) könnte man allein eine Bibliothek ausfüllen, die gewiß der Alexandrinischen nahe kommen würde. Und was soll ich von der ungeheuern Anzahl Bücher sa-

gen, die von solchen Gesetzen handeln, welche nicht mehr im Gebrauch sind, wie z. B. die Gesetze der Opfer, der Reinigung u. s. w.? Die Feder entfällt meiner Hand, bey der Erinnerung, daß ich und mehrere meines gleichen die besten Jahre, wo die Kräfte in ihrer vollen Stärke sind, mit diesem Geisttödtenden Geschäft zubringen und Nächte durchwachen mußte, um, wo kein Sinn ist, einen Sinn hereinzubringen, Widersprüche, wo keine zu finden waren, durch Witz zu entdecken, und da wo sie offenbar anzutreffen sind, durch Scharfsinn zu heben, durch eine lange Kette von Schlüssen nach einem Schatten zu haschen, und Schlösser in die Luft zu bauen.

Der Mißbrauch des Rabbinismus hat, wie man sieht, seinen Grund 1) in einer künstlichen Methode der Auslegung der heiligen Schrift; welche von der natürlichen Methode sich darin unterscheidet, daß wenn diese auf gründliche Sprachkenntniß und dem wahren Geist des Gesetzgebers in Rücksicht auf den aus der Geschichte bekannten damaligen Zeitumständen beruht, jene vielmehr zum Behuf der in den

jedesmaligen Zeitumständen gegebenen Gesetze, erfunden worden ist.

Die Rabbiner betrachten die heilige Schrift nicht nur als die Quelle der zum Grund liegenden mosaischen sowohl, als der daraus nach einer vernünftigen Methode herzuleitenden Gesetze, sondern auch als ein Vehikel zu den, nach den Bedürfnissen der Zeit, von ihnen selbst abzufassenden Gesetzen. Die künstliche Methode ist hier, wie jede andere von dieser Art, bloß ein Mittel, die neuen Gesetze mit den, alten zum wenigsten in eine äußere Verbindung zu bringen, damit sie dadurch bey der Nation bessern Eingang finden, und die Gesetze dadurch auf Principien zurückgeführt, in Klassen eingetheilt und also dem Gedächtniß besser eingeprägt werden möchten. Kein vernünftiger Rabbiner wird glauben, daß die auf diese Art auf Stellen der heiligen Schrift bezogenen Gesetze, den wahren Sinn dieser Stellen ausmachen, sondern er wird vielmehr auf Befragen antworten: diese Gesetze sind Bedürfnisse der Zeit, und werden bloß aus gedachten Gründen auf diese Stellen bezogen.

2) In den Sitten und Gebräuchen anderer Nationen, in deren Nachbarschaft die Juden lebten oder nach dem Verfall ihres Staates nach und nach zerstreut wurden, und deren Sitten und Gebräuche sie, um nicht ganz zum Abscheu zu werden, annehmen mußten. Von dieser Art sind z. B. die Gesetze den Kopf (zum wenigsten in heiligen Oertern und bey heiligen Verrichtungen) nicht zu entblößen; die Hände (vor dem Essen oder Gebet) zu waschen, den ganzen Tag bis zum Sonnenuntergang zu fasten, eine Anzahl täglicher Gebete zu beten, die Wallfahrten, das Herumgehen um den Altar u. dgl. offenbar arabischen Ursprungs.

Auch aus Haß gegen solche Nationen, die ihren Staat zerstört, auch sie nachher mancherley Unterdrückungen haben ausstehen lassen, sind von den Juden verschiedene Gebräuche, und unter andern viele Religionsgebräuche die den griechischen und römischen entgegengesetzt sind, angenommen worden.

Hierin hatten die Rabbiner die mosaischen Gesetze selbst zum Vorbild, die theils mit den einmal

eingewurzelten egyptischen Gesetzen übereinstimmten, theils diesen entgegengesetzt waren; wie dieses der berühmte Maimonides in seinem Werke, More Newochim aufs gründlichste gezeigt hat.

Merkwürdig ist es, daß bey allen rabbinischen Ausschweifungen in Ansehung des praktischen Theils, nehmlich der Gesetze und Gebräuche, der theoretische Theil oder die jüdische Theologie sich noch immer rein erhalten hat. Eisenmenger mag sagen was er will, so kann man doch aus unwiderleglichen Gründen darthun, daß alle eingeschränkte bildliche Vorstellungen von Gott und seinen Eigenschaften bloß in einem Bestreben die Begriffe der Theologie dem gemeinen Verstand anzupassen, ihren Grund haben. Sie folgten hierin dem Grundsatz, den sie in Ansehung der heiligen Schrift selbst festgesetzt hatten: die heilige Schrift bedient sich der Sprache des gemeinen Mannes, indem religiöse und moralische Gesinnungen und Handlungen, als der unmittelbare Zweck der Theologie, auf diese Art am besten ausgebreitet werden können. Sie stellen daher dem gemeinen Verstande Gott als einen irdischen

König vor, der sich mit seinen Ministern und Kabinetsräthen', den Engeln, über die Regierung der Welt berathschlagt. Dem ausgebildeten Verstande aber suchen sie alle antropomorphistische Vorstellungen von Gott zu benehmen, indem sie sagen: Die Propheten haben viel gewagt, indem sie den Schöpfer seinem Geschöpf ähnlich vorstellen, wie es z B. bey Ezechiel 2. 26. heißt und auf dem Thron war eine dem Menschen ähnliche Vorstellung.

Ich habe die Mißbräuche der Rabbiner in Ansehung der Religion, ohne alle Partheylichkeit aufgedeckt, ich muß aber auch ihr Gutes nicht verschweigen und ihnen eben so unpartheyisch Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Man vergleiche einmal Mahomeds Beschreibung von der Belohnung der Frommen, mit der rabbinischen Vorstellung davon. Bey jenem heißt es:

„Hier (im Paradiese) sind so viele Schalen als Sterne am Himmel. Junge Mädchen und Knaben schenken ein, und warten bey der Tafel auf. Die Mädchen sind von einer Schönheit, die alle Einbildungskraft übertrift. Wenn eine von diesen

Mädchen am Himmel oder in der Luft des Nachts erschiene, so würde die Welt davon helle werden, nicht anders als wenn die Sonne scheint: und wenn sie ins Meer spuckte, so würde sie dessen salziges Wasser in Honig, und seine Bitterkeiten in Süßigkeit verwandeln. Wasser, Milch, Honig und weißer Wein werden die Flüsse seyn, die diesen süßen Aufenthalt benetzen. Der Schlamm dieser Flüsse wird aus wohlriechenden Muskaten und die Kiesel derselben aus Perlen und Hyacinthen bestehen. Der Engel Gabriel wird die Thore des Paradieses den gläubigen Muselmännern öffnen. Das erste, was ihnen in die Augen fallen wird, wird eine Tafel von Diamanten, von einer so ungeheuren Länge seyn, daß man 70,000 Tage zubringen müßte, herum zu laufen. Die Stühle, die herum stehen, werden von Gold und Silber seyn; die Tischtücher von Seide und Gold. Wenn sie sich gesetzt haben, werden sie die auserlesensten Gerichte des Paradieses essen, und von seinem Wasser trinken. Sind sie satt, so werden ihnen schöne Knaben, grüne Kleider von kostbare Stoff und Halsbänder und Ohrgehänge von Gold reichen. Einem jeden wird

man alsdann eine Zitrone geben, und wenn sie sie an ihre Nase gebracht haben, um ihren Geruch zu empfinden, so wird ein Mädchen von bezaubernder Schönheit herauskommen. Jeder wird die seinige mit Entzücken umarmen, und diese verliebte Trunkenheit wird funfzig Jahre ohne Unterbrechung dauern. Ein jedes Paar wird einen bezaubernden Pallast zur Wohnung bekommen, wo sie die ganze Ewigkeit essen, trinken, und alle Arten von Wollust genießen werden."

Diese Beschreibung ist schön, aber wie sinnlich? Die Rabbiner hingegen sagen: „Oben (in dem seligen Aufenthalt der Frommen) giebt es weder Essen noch Trinken ꝛc. sondern die Frommen sitzen gekrönt, und ergötzen sich in dem Anschauen der Gottheit."

Eisenmenger sucht in seinem entdeckten Judenthum 1ster Theil, 8 Kap. die platonische Lehre der Reminiscens, die die Rabbiner behaupten, durch eine krasse Auslegung lächerlich zu machen;

*) Charakteristik der asiatischen Nationen, zweyter Theil, S. 159 und 160.

aber was kann nicht auf diese Art lächerlich gemacht werden? So spottet er darüber, daß sie die Weisen mit dem Stolker Könige nennen, daß sie sagen: Gott thut nichts, ohne sich mit den Engeln vorher zu berathschlagen, d. h. die Allmacht wirkt nicht in die Natur unmittelbar, sondern vermittelst der Kräfte, auch über die Lehre, daß alles von der Gottheit vorherbestimmt ist, außer die Ausübung der Tugend. Findet irgend ein vernünftiger Theolog hierin etwas Lächerliches oder Gottloses? Ich müßte ein Buch schreiben, wenn ich alle die ungerechten Beschuldigungen und Verspottungen, die sowohl von christlichen Autoren, als selbst von den aufgeklärtseynwollenden Juden gegen die Talmudisten vorgebracht werden, widerlegen sollte.

Wer in den wahren Geist des Talmuds eingedrungen ist, wer sich mit der Art der Alten überhaupt und besonders der Morgenländer, theologische, moralische, ja sogar physische Wahrheiten in Fabeln und Allegorien vorzutragen; wer sich mit den morgenländischen Ueber-

treibungen in Ansehung alles dessen, was die Menschheit interessiren muß, genau bekannt gemacht hat; und mit den Talmudisten so verfahren will, wie diese selbst zur Entschuldigung des Rabbi Maier, der einen Ketzer zum Lehrer hatte, in der oben angeführten Stelle sagen; der wird gewiß alle die Ungereimtheiten im Talmud nicht finden, die diese Herren so leicht darin zu finden geneigt sind.

Diese Methode, theoretische oder praktische Wahrheiten, wenn auch durch die allerseltsamste Exegese, auf Stellen aus der heiligen oder auch einer andern allgemein geschätzten Schrift zu beziehen, als wären es Wahrheiten, die aus dergleichen Stellen durch eine vernünftige Exegese herausgebracht sind, ist, außerdem daß sie den Wahrheiten bey dem gemeinen Mann (der sie an sich nicht einzusehen fähig ist, und sie bloß auf Autorität annimmt) Eingang verschafft, auch noch als ein vortrefliches Gedächtnißmittel zu betrachten; denn da, wie vorausgesetzt, diese Stellen in jedem Munde sind, so werden auch die daraus gezogenen Wahrheiten dadurch aufbewahrt. Daher findet man sehr häufig im Talmud, wenn die Frage von

der Deduktion eines neuen Gesetzes aus der heiligen Schrift ist, daß der eine dieselbe aus dieser oder jener Stelle der heiligen Schrift herleitet, der andere ihm aber dagegen die Einwendung macht, daß dieses nicht die wahre Bedeutung dieser Stelle seyn könne, indem die wahre Bedeutung diese oder jene sey; worauf jeder zu erwiedern pflegt: Es ist ein neues Gesetz der Rabbiner, die es bloß auf gedachte Stelle beziehn.

Da also diese Methode überall als bekannt vorausgesetzt wird, so halten es die Talmudisten für unnöthig, sie bey jeder Gelegenheit aufs neue einzuschärfen. Ein einziges Beyspiel wird hinreichend seyn dieses zu erläutern.

Ein Talmudist fragte den andern: was mag doch die Bedeutung folgender Stelle im Buch Josua 15. 22. seyn: Kinah Duminah weadadah. Dieser antwortete: Hier werden die damals bekannten Oerter des heiligen Landes gezählt. Ey freylich! erwiederte jener, ich weiß es recht gut daß dieß Namen der Oerter sind, aber Rabbi... weiß hier noch außer der eigentlichen Bedeutung etwas

Zweckmäßiges anzubringen, nehmlich: (Kinah) wem sein Nächster Gelegenheit zur Rache giebt, (Weduminez) und wer dennoch schweigt (aus Großmuth) keine Rache übt (weadadah) dem wird der Ewige Recht verschaffen.

Welche schöne Gelegenheit wäre hier nicht zum Lachen über den armen Talmudisten, der aus besondern Namen von Oertern eine moralische Sentenz herleitet, und noch dazu aus dem letzten Namen, Sansenaz, auf eine seltsame Art eine Komposition macht; hätte sich nicht derjenige, der diese Frage vorlegte, selbst darüber erklärt, daß er nicht die wahre Bedeutung dieser Stelle, sondern irgend eine Lehre, die darauf bezogen werden kann, zu wissen verlange.

So haben die Talmudisten auch die wichtige Lehre, daß es nehmlich in Ansehung der Moral nicht auf bloße Theorie sondern hauptsächlich auf Praxis ankomme, wodurch die Theorie ihren wahren Werth erhält, auf eine Stelle im Jesaias bezogen, wo es heißt: Die Erwartung deines (von den Propheten verheißenen) Glücks, wird

Stärke, Hülfe, Weisheit, Erkenntniß, und die Furcht Gottes zur Folge haben.

Sie beziehen daher die sechs ersten auf die sechs Sedarim oder Abtheilungen der Misna, (welche die Grundlage der ganzen jüdischen Gelehrsamkeit sind) Emunath (Zutrauen, Erwarten) ist Seder Seraim. Etecho (Zeit- oder Glücksumstände) ist Seder Moad u. s. w. d. h. du magst in allen diesen sechs Sedarim noch so sehr bewandert seyn, so kömmt doch die Hauptsache auf das letzte (die Furcht Gottes) an.

Was übrigens die Rabbinische Moral anbetrift, so weiß ich wahrhaftig nicht was man daran auszusetzen hat, außer vielleicht das in manchen Fällen Zuweitgetriebene derselben. Sie ist der ächte Stoicismus, schließt aber deswegen nicht andere brauchbare Principien (der Vollkommenheit, des allgemeinen Wohlwollens u. dergl.) aus. Ihre Heiligkeit erstreckt sich sogar auf Gedanken. Sie beziehn dieses, ihrer Art nach, auf folgende Stelle des Psalms: Du sollst in dir keinen fremden Gott haben, indem sie

sagen:

sagen: welcher fremde Gott kann in dem menschlichen Herzen wohnen als böse Begierden. Sie erlauben nicht einmal einen Heiden weder in Thaten noch mit Worten zu hintergehn, wobey er doch nichts verlieren kann, z. B. sich gegen ihn der gewöhnlichen Höflichkeitsformel: „ich freue mich Sie wohl zu sehen,“ zu bedienen, wenn sie nicht wahre Gesinnungen des Herzens ausdrückt.

Die Beyspiele von Juden die Christen oder Heiden betrügen, welche man gemeiniglich dagegen anführt, beweisen nichts, indem diese alsdann nicht den Grundsätzen ihrer Moral gemäß handeln.

Das Gebot, du sollst nicht gelüsten nach allen was deinem Nächsten gehört legen die Talmudisten so aus, daß man sich sogar den Wunsch es zu besitzen, verwehren muß; kurz, ich müßte ein ganzes Buch schreiben, wenn ich alle vortrefliche Lehren der rabbinischen Moral anführen wollte.

Auch der Einfluß dieser Lehren im praktischen Leben ist unverkennbar. Die polnischen Juden, denen es von jeher verstattet war, sich allerhand Erwerbsmittel zu bedienen, und nicht wie in andern Staaten auf den leidigen Schacher und Geldwucher eingeschränkt sind, hören selten den Vorwurf des Betrugs. Sie bleiben dem Lande, worin sie leben, getreu, und ernähren sich auf eine ehrliche Weise.

Ihre Mildthätigkeit und Fürsorge für ihre Armen, ihre Anstalten zur Pflege der Kranken, ihre besondern Gesellschaften zur Bestattung der Todten sind bekannt genug. Nicht etwa für Geld gemiethete Krankenwärter und Todtengräber, sondern die Aeltesten der Nation beeifern sich diese Handlungen auszuüben. Die polnischen Juden sind freylich größtentheils noch nicht aufgeklärt, ihre Sitten und Lebensart sind noch roh, aber sie sind ihrer väterlichen Religion und den Landesgesetzen treu, sie kommen Euch mit Höflichkeiten nicht zuvor, aber ihr Versprechen ist ihnen heilig. Sie sind nicht ga-

lant aber eben darum sind Euere Damen vor ihren Nachstellungen sicher. Das Frauenzimmer wird von ihnen, nach Art der Morgenländer, nicht sonderlich geschätzt, aber um desto mehr sind sie auf Erfüllung ihrer Pflichten gegen dasselbe bedacht. Die Kinder wissen von keinen auswendig gelernten Formeln, wodurch sie ihre Liebe und Ehrerbietung gegen ihre Aeltern bezeigen, (denn sie halten keine französischen Demoiselles) aber um desto inniger bezeigen sie dieselbe.

Die Heiligkeit ihrer Ehen, und die davon abhängende immer neue Zärtlichkeit, verdient besonders bemerkt zu werden. Alle Monat ist der Mann von seiner Frau vierzehn Tage (der monatlichen Reinigung nach den rabbinischen Gesetzen) völlig getrennt, sie dürfen sich einander nicht einmal berühren, oder aus einer Schüssel essen und aus einem Becher trinken, und dadurch wird der Ueberdruß vermieden. Die Frau bleibt beständig in den Augen ihres Mannes, was sie als Mädchen in den Augen ihres Liebhabers war.

Endlich welche Unschuld herrscht hier unter unverheiratheten Personen! ja es geschieht oft daß ein Junge oder ein Mädchen von sechszehn oder achtzehn Jahren verheirathet werden, ohne von dem Zweck des Heirathens das geringste zu wissen, welches unter andern Nationen gewiß sehr selten der Fall ist.

Sechzehntes Kapitel.

Jüdische Frömmigkeit und Bußübungen.

Ich war in meiner Jugend ziemlich religiös, und da ich an den mehrsten Rabbinern viel Stolz, Zanksucht und andere schlimme Eigenschaften bemerkt hatte, so wurden diese mir dadurch verhaßt. Ich suchte daher bloß diejenigen darunter, die gemeiniglich unter dem Namen Chasidim, d. h. die Frommen, bekannt sind, mir zum Muster aus; das sind solche, die ihr ganzes Leben der strengsten Beobachtung der Gesetze und moralischen Tugenden widmen. Ich hatte aber in der Folge Gelegenheit, zu bemerken, daß diese von ihrer Seite zwar weniger andern, aber desto mehr sich selbst schaden, indem sie, nach dem bekannten Sprüchworte, das Kind mit dem Bade ausschütten, und, indem sie ihre Begierden und Leidenschaften

zu unterdrücken suchen, auch ihre Kräfte unterdrücken und ihre Thätigkeit hemmen, ja sogar sich mehrentheils durch dergleichen Uebungen einen frühzeitigen Tod zuziehn.

Ein Paar Beyspiele hiervon, wovon ich selbst Augenzeuge war, werden hinreichend seyn, die Sache genugsam zu bestätigen. Ein wegen seiner Frömmigkeit damals bekannter jüdischer Gelehrter, Simon aus Lubtsch, der schon die Thschubath hakana (die Buße des Kana) ausgeübt hatte, welche darin besteht, daß er sechs Jahre täglich fastet, und alle Abend nichts von allem, was von einem lebendigen Wesen herkömmt (Fleisch, Milchspeisen, Honig und dergl.), genießt, Golath, d. h. eine beständige Wanderung, wo man nicht zwey Tage an einem Orte bleiben darf, gehalten, und einen haarnen Sack auf dem bloßen Leibe getragen hatte, glaubte noch nicht genug zur Befriedigung seines Gewissens gethan zu haben, wenn er nicht noch die Tschubath hmischkal (die Buße des Abwägens) d. h. eine partikuläre, jeder Sünde proportionirte Buße, ausüben werde. Da er aber nach Berechnung gefunden hatte, daß die

Anzahl seiner Sünden zu groß sey, als daß er sie auf diese Art abbüßen könnte, so ließ er sich einfallen, sich zu Tode zu hungern. Nachdem er schon einige Zeit auf diese Art zugebracht hatte, kam er auf seiner Wanderung an den Ort, wo mein Vater wohnte, und ging, ohne daß jemand im Hause etwas davon wußte, in die Scheune, wo er ganz ohnmächtig auf den Boden fiel. Mein Vater kam zufälligerweise in die Scheune, und fand diesen Mann, der ihm schon längst bekannt war, mit einem Sohar in der Hand (das Hauptbuch der Kabbalisten), halb todt auf dem Boden liegen.

Da er schon seinen Mann kannte, ließ er ihm gleich allerhand Erfrischungen darreichen, aber dieser wollte davon auf keinerley Weise einen Gebrauch machen. Er kam zu verschiedenen malen und wiederholte sein Anliegen, daß Simon was zu sich nehmen sollte, aber es half nichts, und da mein Vater im Hause etwas zu verrichten hatte, und Simon sich von seiner Zudringlichkeit losmachen wollte, strengte er alle seine Kräfte an, machte sich auf, ging aus der Scheune und endlich aus dem Dorfe. Als mein Vater abermals in die Scheune kam, und

den Mann nicht mehr fand, lief er ihm nach, und fand ihn nicht weit hinter dem Dorfe todt liegen. Die Sache wurde überall unter der Judenschaft schaft bekannt, und Simon ward ein Heiliger.

Jossel aus Klezk nahm sich nichts geringeres vor, als die Ankunft des Messias zu beschleunigen. Zu diesem Ende that er strenge Buße, fastete, wälzte sich im Schnee, unternahm Nachtwachen, u. dergl. Mit jeder Art dieser Operationen glaubte er die Niederlage einer Legion böser Geister, die den Messias bewachten, und seine Ankunft verhinderten, bewerkstelligen zu können. *) Dazu kamen noch zuletzt viele kabbalistische Alfanzereyen, Räuchereyen, Beschwörungen, u. dergl., bis er zuletzt darüber wahnwitzig wurde, wirklich Geister mit offenen Augen zu sehen glaubte, jeden mit Nahmen nannte, um sich warf, Fenster und

*) So hat ein gewisser Narr, mit Nahmen Chosek, die Stadt Lemberg, auf die er böse war, aushungern wollen; zu welchem Behuf er sich hinter die Mauer legte, um mit seinem Körper die Stadt zu blokiren. Der Ausgang dieser Blockade aber war dieser, daß er beynahe Hungers gestorben wäre, die Stadt aber vom Hunger nichts zu sagen wußte.

Oefen zerschlug, in der Meinung, daß dieß seine Feinde, die bösen Geister wären (ohngefähr wie sein Vorgänger Donquixot), bis er zuletzt ganz abgemattet liegen blieb, und nachher mit vieler Mühe durch des Fürsten Radzivils Leibarzt wieder hergestellt wurde.

Ich konnte es leider in dergleichen Frömmigkeitsübungen nie weiter bringen, als daß ich eine geraume Zeit nichts, was von einem lebendigen Wesen herkömmt, gegessen, und in den Zeiten der Bußtage zuweilen drey Tage in einem fort gefastet habe. Ich entschloß mich zwar, die Tschubath hakana *) zu unternehmen; dieses Projekt ist aber, so wie andere von der Art, unausgeführt geblieben, nachdem ich mir die Meinungen des Maimonides, der kein Freund von Schwärmerey und Frömmeln war, eigen gemacht hatte. Es ist merkwürdig, daß ich noch zu der Zeit, da ich die rabbinischen Vorschriften aufs strengste beobachtete, dennoch gewisse Zeremonien, die etwas Komisches an sich haben, nicht beobachten wollte.

*) Siehe oben.

Von dieser Art war z. B. das Malketh-Schlagen vor dem großen Versöhnungstage, wo jeder Jude sich in der Synagoge auf den Bauch legt, und ein anderer ihm mit einem schmalen Streif Leder neun nnd dreyßig Schläge giebt. So auch Haforath andorim, oder das Lossagen von den Gelübden am Tage vor dem Neujahrstage, wo sich drey Männer niedersetzen, und ein anderer vor sie hintritt, und eine gewisse Formel sagt, deren Inhalt ungefähr dieser ist: Meine Herren! ich weiß, welch eine schwere Sünde es sey, Gelübde nicht zu vollziehn, und da ich ohne Zweifel in diesem Jahre einige Gelübde gethan, die ich noch nicht vollzogen habe, und auf die ich mich nicht mehr besinnen kann, so bitte ich Euch, daß Ihr mich von denselben lossagen wollet. Ich bereue nicht die guten Entschließungen, wozu ich mich durch dergleichen Gelübde verpflichtet habe, sondern bloß, daß ich nicht bey dergleichen Entschließungen hinzugefügt habe, daß sie nicht die Kraft eines Gelübdes haben sollten u. s. w. Darauf entfernt er sich von dem Sitze dieser Richter, zieht die Schuhe aus und setzt sich auf die bloße Erde (wodurch er sich selbst

verbannt, bis seine Gelübde aufgelößt worden). Nachdem er einige Zeit gesessen, und für sich ein Gebet verrichtet hat, fangen die Richter an laut zu rufen: Du bist unser Bruder! du bist unser Bruder! du bist unser Bruder! Es giebt keine Gelübde, keinen Schwur, keine Verbannung mehr, nachdem du dich dem Gerichte unterworfen hast! Steh auf von der Erde und komm zu uns! Dieses wiederholen sie dreymal, und damit wird der Mensch auf einmal von allen seinen Gelübden loß.

Bey dergleichen tragikomischen Scenen konnte ich mir nur mit äußerster Mühe des Lachens enthalten. Es überfiel mich eine Schamröthe, wenn ich dergleichen Operationen vornehmen sollte. Ich suchte daher, wenn ich darum angehalten wurde, mich dadurch von denselben loß zu machen, daß ich vorgab, es in einer andern Synagoge schon verrichtet zu haben, oder noch verrichten zu wollen. Eine sehr merkwürdige psychologische Erscheinung! Man sollte denken, daß es unmöglich sey, daß sich jemand solcher Handlungen schämen sollte, die er alle andern ohne die mindeste Schamröthe ausüben sieht, und doch war es hier der Fall; welches Phä-

nomen sich nur dadurch erklären läßt, daß ich bey allen meinen Handlungen erst auf die Natur der Handlung an sich (ob sie an sich recht oder unrecht, schicklich oder unschicklich sey), und dann auf ihre Natur, in Beziehung auf irgend einen Zweck, Rücksicht nahm, und sie nur dann als Mittel billigte, wenn sie an sich nicht zu mißbilligen war; welches Princip sich nachher in meinem ganzen Religions- und Moralsystem völlig entwickelt hat; dahingegen die mehrsten Menschen zum Princip haben: der Zweck entschuldigt die Mittel.

Siebzehntes Kapitel.

Freundschaft und Schwärmerey.

Ich hatte in meinem Wohnorte einen Busenfreund, mit Nahmen Moses Lapidoth. Wir waren beyde von gleichem Alter, gleichen Studien, und beynahe in gleichen äußern Umständen, außer daß ich schon frühzeitig eine Neigung zu Wissenschaften äußerte, Lapidoth hingegen zwar Neigung zum Spekuliren, auch viel Scharfsinn und Beurtheilungskraft hatte, aber hierin nicht weiter gehn wollte, als er mit dem bloßen gesunden Verstande reichen konnte. Mit diesem Freund pflegte ich mich oft über unsre gemeinschaftlichen Herzensangelegenheiten, besonders über die Gegenstände der Religion und Moral zu unterhalten.

Wir waren die einzigen in dem Orte, die es wagten, nicht bloß nachzuahmen, sondern über alles

selbst zu denken. Es war also natürlich, daß, indem wir uns in unsern Meinungen und Handlungen von allen übrigen aus der Gemeinde unterschieden, wir uns nach und nach von ihnen trennten, wodurch unser Zustand, (da wir doch von der Gemeinde leben mußten) sich immer mehr verschlimmerte. Wir merkten dieses zwar, wollten aber dennoch unsere Lieblingsneigungen keinem Interesse in der Welt aufopfern. Wir trösteten uns daher über diesen Verlust so gut wir konnten, sprachen beständig von der Eitelkeit der Dinge, von den religiösen und moralischen Irrthümern des gemeinen Haufens, auf den wir mit einer Art von edlem Stolze und Verachtung herabsahn.

Besonders pflegten wir uns oft über die Falschheit der menschlichen Tugend à la Mandeville; auszulassen. Z. B. Es hatten die Blattern in diesem Orte grassirt, wodurch viele Kinder hingeraft worden waren. Die Aeltesten der Gemeinde versammelten sich, um die geheimen Sünden ausfindig zu machen, um derentwillen sie diese Strafe (wofür sie es ansahen) litten. Nach angestellter Untersuchung fand es sich, daß eine junge Wittwe aus der

jüdischen Nation mit einigen Hofbedienten einen zu freyen Umgang pflege. Man schickte nach ihr, konnte aber durch alles Inquiriren von ihr nichts mehr herausbringen, als daß sie zwar diese Leute, die bey ihr Meth tränken, wie billig, mit einem gefälligen zuvorkommenden Wesen aufnähme, übrigens aber sich dabey keiner Sünde bewußt sey. Man wollte, da man keine andern Indizien hatte, sie schon loßlassen, als eine ältliche Matrone, Madame F., wie eine Furie geflogen kam und schrie: peitscht sie! peitscht sie, so lange bis sie ihr Verbrechen gestanden haben wird! thut ihr es nicht, so treffe Euch die Schuld des Todes von so viel unschuldigen Seelen. Lapidoth der mit mir dieser Scene beywohnte, sagte darauf: Freund! meinst du, daß Madame F. bloß von einem heiligen Eifer und Gefühle fürs allgemeine Beste ergriffen, diese Frau so scharf anklagt? o nein! Sie ist bloß auf sie böse, daß diese noch gefällt, indem sie selbst darauf keinen Anspruch mehr machen darf; und ich versicherte ihm, daß er ganz nach meinem Sinn die Sache beurtheile.

Lapidoth hatte arme Schwiegereltern. Sein Schwiegervater war jüdischer Küster, und konnte mit seinem geringen Gehalte nur sehr kümmerlich eine Familie ernähren. Alle Freytage mußte daher dieser arme Mann von seiner Frau allerhand Schelt- und Schimpfwörter hören, weil er ihr nicht einmal das zum heiligen Schabath Unentbehrliche verschaffen konnte. Lapidoth erzählte mir dieses mit dem Zusatze: Meine Schwiegermutter will mich glauben machen, als eifere sie bloß für die Ehre des heiligen Schabath. Nein, wahrhaftig, sie eifert bloß für die Ehre ihres heiligen Wanstes, den sie nicht nach Belieben füllen kann: der heilige Schabath dient ihr bloß zum Vorwande.

Da wir einst auf dem Walle um die Stadt spatzieren gingen, und uns über die, aus dergleichen Aeußerungen offenbare, Neigung des Menschen, sich selbst und andere zu täuschen, unterhielten, sagte ich zu Lapidoth: Freund! laß uns billig seyn, und uns selbst, so wie die andern, unsre Censur passiren. Sollte nicht die, unsern Umständen nicht angemessene kontemplative Lebensart, die wir füh-

ren,

ren, eine Folge unsrer Trägheit und Neigung zum Müßiggange seyn, die wir durch Reflexionen über die Eitelkeit aller Dinge zu unterstützen suchen? Wir sind mit unsern jetzigen Umständen zufrieden, warum? weil wir sie nicht ändern können, ohne vorher unsre Neigung zum Müßiggange zu bekämpfen; wir können, bey aller vorgegebenen Verachtung gegen alle Dinge außer uns, uns dennoch des heimlichen Wunsches nicht erwehren besser zu essen, und uns besser als jetzt kleiden zu können. Wir schelten unsre Freunde J. N. H. u. s. w. als eitle den sinnlichen Begierden ergebene Menschen, weil sie unsre Lebensart verlassen, und sich den, ihren Kräften angemessenen Geschäften unterzogen haben, worin besteht aber unser Vorzug vor ihnen, da wir unserer Neigung zum Müßiggange, so wie sie der ihrigen folgen? Laß uns diesen Vorzug bloß darin zu erlangen suchen, daß wir uns zum wenigsten diese Wahrheit gestehn, indem jene nicht die Befriedigung ihrer besondern Begierden, sondern den Trieb zur Gemeinnützigkeit als den Grund ihrer Handlungen angeben. Lapidoth, bey dem meine Rede einen starken Eindruck machte, antwortete

hierauf mit einiger Wärme: Freund, du hast vollkommen Recht! Wenn wir schon jetzt unsre Fehler nicht verbessern können, so wollen wir doch hierin uns selbst nicht täuschen, und zum wenigsten den Weg zur Besserung offen halten.

In dergleichen Unterhaltungen brachten wir Zyniker unsre angenehmsten Stunden zu, indem wir uns zuweilen über die Welt, zuweilen über uns selbst lustig machten. Lapidoth z. B., dessen altes schmutziges Kleid ganz in Lumpen zerfallen, und wovon ein Aermel vom übrigen Kleide ganz abgetrennt war, indem er nicht einmal im Stande war es ausbessern zu lassen, pflegte diesen abgefallenen Aermel mit einer Stecknadel auf den Rücken zu heften, und mich zu fragen: sehe ich nicht aus wie ein Schlachziz? (polnischer Edelmann). Ich konnte meine zerrissenen Schuhe, die vorne ganz aufgegangen waren, wieder nicht genug rühmen, indem ich sagte: sie drücken gar nicht.

Die Uebereinstimmung unsrer Neigung und Lebensart, mit einiger Verschiedenheit in Ansehung unsrer Talente, machte unsre Unterhaltung desto angenehmer. Ich hatte mehr Talente zu Wissen-

schaften, bewarb mich mehr um Gründlichkeit und Richtigkeit meiner Kenntnisse als Lapidoth. Dieser hingegen hatte den Vorzug einer lebhaften Einbildungskraft, und folglich mehr Talente zur Beredsamkeit und Dichtkunst als ich. Wenn ich einen neuen Gedanken vorgebracht hatte, so wußte mein Freund denselben durch eine Menge Beyspiele zu erläutern und gleichsam zu versinnlichen.

Unsre Neigung zu einander ging so weit, daß wir, wenn es nur anging, Tag und Nacht miteinander zubrachten; uns zuerst besuchten wenn wir von dem Ort, wo wir Hofmeister waren, nach unserm gemeinschaftlichen Wohnort zurückkehrten, ohne unsre Familie vorher zu sehen; ja zuletzt fingen wir sogar an, die gewöhnlichen Betstunden darüber zu vernachläßigen. Erst übernahm es Lapidoth zu beweisen, daß selbst die Talmudisten nicht immer ihre Gebete in der Synagoge, sondern zuweilen in ihrer Studierstube verrichteten. Hernach bewieß er auch, daß nicht alle für nothwendig gehaltenen Gebete gleich nothwendig wären, sondern daß man einiger derselben ganz entbehren könne; selbst die für nothwendig erkannten wurden nach und nach

immer mehr beschnitten, bis sie zuletzt ganz und gar vernachläßigt wurden.

Einst, da wir während der Gebetszeit auf dem Walle spatzieren gingen, sagte Lapidoth: Freund! was wird aus uns werden? wir beten ja nicht mehr.

Ich. Nun was meinst du dazu?

L. Ich verlasse mich auf die Barmherzigkeit Gottes, der gewiß nicht seine Kinder einer kleinen Nachläßigkeit wegen strenge bestrafen wird.

Ich. Gott ist nicht bloß barmherzig, er ist auch gerecht, folglich kann uns dieser Grund nicht viel helfen.

L. Was meinst du denn dazu?

Ich, (der schon aus dem Maimonides richtigere Begriffe von Gott, und den Pflichten gegen ihn, erlangt hatte, antwortete: Unsre Bestimmung ist bloß, Erlangung der Vollkommenheit durch die Erkenntniß Gottes und Nachahmung seiner Handlungen. Das Beten ist bloß der Ausdruck von der Erkenntniß der göttlichen Vollkommenheiten, und als Resultat dieser Erkenntniß bloß für den gemeinen Mann, der zu dieser Erkenntniß von selbst nicht gelangen kann, be-

stimmt, und daher auch nur seiner Fassungsart angemessen. Da wir aber den Zweck des Betens einsehn, und zu demselben unmittelbar gelangen können, so können wir das Beten als etwas Ueberflüßiges gänzlich entbehren. Dieses Argument schien uns beyden sehr gegründet zu seyn. Wir beschlossen daher, um kein Aergerniß zu geben, alle Morgen mit unsern Taleth und Tefilim (jüdische Gebetsinstrumente) aus dem Hause zu gehn; aber nicht nach der Synagoge, sondern nach unserm Lieblingsretrait, dem Walle; dadurch entgingen wir glücklich dem jüdischen Inquisitionsgerichte.

Dieser schwärmerische Umgang mußte aber doch, so wie alles in der Welt, sein Ende nehmen. Da wir beyde verheirathet wurden und unsere Ehen ziemlich fruchtbar waren, so mußten wir, um unsre Familie zu ernähren, Hofmeisterstellen annehmen, wodurch wir nicht selten getrennt wurden, und nachher nur wenige Wochen im Jahre beysammen seyn konnten.

Achtzehntes Kapitel.

Hofmeisterleben.

Meine erste Hofmeisterstelle war eine Stunde weit von meinem Wohnorte bey einem elenden Pächter J., eines noch elendern Dorfs P.; und mein Gehalt war fünf Thaler polnisch. Die Armuth, Unwissenheit und Rohheit der Lebensart, welche hier hauseten, waren unbeschreiblich. Der Pächter selbst war ein Mann von ohngefähr funfzig Jahren, dessen ganzes Gesicht mit Haaren bewachsen war, und sich mit einem schmutzigen, dicken, pechschwarzen Barte endigte, dessen Sprache eine Art Gemurmel, und nur den Bauern, mit denen er täglich umging, verständlich war. Er konnte nicht nur kein Hebräisch, sondern auch nicht einmal ein Wort Jüdisch, bloß Russisch (die gewöhnliche Bauernsprache) konnte er sprechen. Man denke sich dazu

Frau und Kinder von eben dem Schlage. Ferner die Wohnstube: eine Rauchhütte, kohlschwarz von innen und von außen, ohne Kamin, wo bloß im Dache eine kleine Oefnung zum Ausgange des Rauches angebracht ist, die, sobald man das Feuer ausgehen läßt, sorgfältig zugemacht wird, damit die Hitze nicht herausgehe.

Die Fenster waren kreutzweise übereinander gelegte schmale Streifen von Kienholz, mit Papier überzogen. Dieses Gemach war Wohn- Schenk- Speise- Studier- und Schlafstube zugleich. Nun denke man sich, daß diese Stube sehr stark geheitzt und der Rauch von Wind und Nässe (wie es im Winter mehrentheils der Fall ist) in die Stube zurückgetrieben, und dieselbe bis zum Ersticken damit angefüllt wird. Hier hängt schwarze Wäsche und andere schmutzige Kleidungsstücke auf den in der Stube der Länge nach angebrachten Stangen, damit das Ungeziefer im Rauche ersticke. Da hängen Würste zum trocknen, deren Fett den Menschen beständig auf die Köpfe heruntertröpfelt. Dort stehen Zober mit saurem Kohl und rothen Rüben (die Hauptspeise der Litthauer); in einem Winkel das

Wasser zum täglichen Gebrauche, und daneben das unreine Wasser. Hier wird Brod geknetet, gekocht, gebacken, die Kuh gemolken u. s. w.

In dieser herrlichen Wohnung sitzen die Bauern auf der bloßen Erde (höher darf man nicht sitzen, wenn man nicht vom Rauche ersticken will), saufen Branntwein und lärmen; in einer Ecke sitzen die Hausleute; hinter dem Ofen aber saß ich mit meinen schmutzigen halbnackenden Schülern, und explizirte ihnen aus einer alten zerrissenen Bibel aus dem Hebräischen ins Russisch-Jüdische. Dieses alles machte im Ganzen die herrlichste Gruppe von der Welt, die nur von einem Hogarth gezeichnet und von einem Buttler besungen zu werden verdiente.

Man kann sich leicht vorstellen, wie jämmerlich mein Zustand hier seyn mußte. Branntwein mußte hier mein einziges Labsal seyn, das mir allen meinen Kummer vergessen machte. Hierzu kam noch, daß ein Regiment Russen (die damals auf den Gütern des Fürsten R . . mit aller erdenklichen Grausamkeit wütheten) in dieses Dorf und seine Nachbarschaft gelegt wurde. Das Haus war be-

ständig voll besoffener Russen, die alle möglichen Excesse begingen, Tische und Bänke zerhieben, die Gläser und Bouteillen den Hausleuten ins Gesicht schmissen u. dergl.

Um nur ein einziges Beyspiel anzuführen, so kam einst der Russe, der in diesem Hause als Saloge (Schutzmann) lag, dem es aufgetragen war, das Haus vor aller Gewaltthätigkeit zu sichern, ganz besoffen nach Hause und forderte zu essen; man stellte ihm eine Schüssel Hirse mit Butter zubereitet vor. Er stieß die Schüssel von sich, und schrie: man solle mehr Butter hinzuthun. Man brachte ihm ein ganzes Fäßchen mit Butter. Er schrie: man solle ihm noch eine Schüssel geben. Man brachte sie gleich; er schmiß alle Butter hinein und forderte Branntwein. Man brachte ihm eine ganze Bouteille, welche er gleichfalls hineingoß; darauf mußte man ihm Milch, Pfeffer, Salz und Toback in großer Menge bringen, welches er hineinthat und fraß. Nachdem er davon einige Löffel voll gegessen hatte, fing er an um sich zu hauen, raufte dem Wirth den Bart, gab ihm Faustschläge ins Gesicht, so daß ihm das Blut aus dem

Munde herauskam, goß ihm von seinem herrlichen Breye in die Kehle, und wüthete so lange, bis er aus Betrunkenheit sich nicht mehr halten konnte und zu Boden fiel.

Solche Scenen waren damals in Polen überall sehr gewöhnlich. Wenn eine Russische Armee einen Ort passirte, so nahm sie von da bis zu dem nächsten Orte einen Prowodnik (Wegweiser.) Anstatt aber denselben vom Bürgermeister oder Dorfschulzen sich geben zu lassen, pflegten sie lieber den ersten den besten, den sie zufälligerweise auf der Straße trafen, zu ergreifen; er mochte übrigens jung oder alt, männlich oder weiblich, gesund oder krank seyn, daran lag ihnen nichts, weil sie den Weg (nach speciellen Karten) wohl wußten, und nur eine Gelegenheit zur Grausamkeit suchten. Ereignete es sich, daß die aufgefangene Person den Weg nicht wußte, und ihnen nicht den rechten Weg zeigte, so pflegten sie sich doch dadurch nicht irre machen zu lassen, und den rechten Weg zu wählen, aber sie prügelten alsdann den armen Prowodnik halb todt, weil er den rechten Weg nicht gewußt hatte!

Auch ich wurde einst als Prowodnik aufgefangen. Ich wußte zwar den rechten Weg nicht, aber zum Glücke traf ich denselben zufälliger Weise. Ich kam also mit der bloßen Drohung, daß wenn ich sie irre führen würde, ich alsdann lebendig geschunden werden sollte (welches den Russen zuzutrauen war), und mit häufigen Faustschlägen und Rippenstößen glücklich am gehörigen Orte an.

Meine übrigen Hofmeisterstellen waren mehr oder weniger dieser ähnlich.

In einer derselben ereignete sich eine merkwürdige psychologische Begebenheit, worin ich die Hauptperson war, und die in der Folge beschrieben werden soll. Eine Begebenheit von eben der Art, die sich in einer andern ereignete, wovon ich aber nur Augenzeuge und nicht Hauptperson war, muß ich aber hier doch anführen.

Der Hofmeister des nächsten Dorfs nehmlich, der ein Nachtwandler war, stand einst des Nachts von seinem Lager auf, und ging nach den Kirchhof dieses Dorfs, mit einem Kodex der jüdischen Ritualgesetze in der Hand. Nachdem er da einige Zeit verweilt hatte, kam er wieder nach seinem La-

ger zurück. Des Morgens stand er auf, ohne sich das mindeste von dem, was in der Nacht vorgefallen war, zu erinnern, und ging bey seinem Koffer, wo dieser Kodex eingeschlossen zu seyn pflegte, um sich den ersten Theil davon, Orach chajim *) genannt, worinnen er alle Morgen zu lesen pflegte, heraus zu holen. Er stutzte aber, da er von vier Theilen, die der Kodex enthält, und wovon jeder apart gebunden war, nur drey derselben liegen fand, da sie doch alle im Koffer eingeschlossen gewesen waren, und daß besonders der Theil Jore deah **) fehlte.

Da er aber von seiner Krankheit wußte, so suchte er überall darnach, bis er endlich auf den Kirchhof kam und den Jore deah bey dem Kapitel Hilchoth Ewloth ***) aufgeschlagen fand. Er hielt dieses für ein böses Omen, und kam voller Unruhe nach Hause. Man fragte ihn nach der Ursache dieser Unruhe, und er erzählte die vorgefallene

*) Orach chaiim, der Weg zum Leben.

**) Jore deah, Lehrer der Weisheit.

***) Hilchoth Ewloth, Gesetze des Trauerns.

Begebenheit, mit dem Zusatze: Ach! Gott weiß, wie sich meine arme Mutter befindet; bat sich von seinem Herrn ein Pferd, und die Erlaubniß aus, nach der nächsten Stadt, (dem Wohnorte seiner Mutter) reiten zu dürfen, und sich nach ihrem Wohlseyn zu erkundigen. Da er den Ort passiren mußte, wo ich Hofmeister war, und ich ihn in voller Bestürzung reiten sahe, ohne auf eine kurze Zeit absteigen zu wollen, fragte ich ihn um die Ursache dieser Bestürzung; worauf er mir die vorerwähnte Begebenheit erzählte.

Ich wurde nicht so sehr über die besondern Umstände derselben, als über das Nachtwandeln überhaupt, wovon ich bis jetzt nichts gewußt hatte, in Verwunderung gesetzt. Jener hingegen versicherte mir, das Nachtwandeln sey sein gewöhnlicher Zufall, der übrigens nichts zu bedeuten hätte, nur der Umstand mit dem Joredeah, Hilchoth Eweloth, mache ihm ein Unglück ahnden. Darauf ritt er fort, kam in seiner Mutter Haus, und fand sie beym Nährahmen sitzen. Sie fragte ihn nach der Ursache seines Kommens; er gab ihr zur Antwort, er

käme bloß sie zu besuchen, weil er sie schon lange nicht gesehen habe. Nachdem er da wohl ausgeruht hatte, ritt er wieder zurück, seine Unruhe wurde aber dennoch nicht gänzlich gehoben, und der Gedanke an den Jore deah, Hilchoth Eweloth, ging ihm nicht aus dem Kopfe. Den dritten Tag darauf entstand in der Stadt, wo seine Mutter wohnte, eine Feuersbrunst, und diese arme Frau müßte im Brande umkommen. Kaum hörte der Sohn von diesem Brande, so fing er an zu wehklagen, daß seine Mutter so elend umgekommen sey, ritt schleunig nach der Stadt, und fand was ihm geahndet hatte.

Neunzehntes Kapitel.

Auch eine geheime Gesellschaft, und daher ein langes Kapitel.

Ungefähr um diese Zeit wurde ich mit einer damals emporkommenden Sekte meiner Nation, die neue Chasidim genannt, bekannt. Chasidim überhaupt heißen bey den Hebräern die Frommen, d. h. diejenigen, die sich durch Ausübung der strengsten Frömmigkeit vor andern hervorthun. Diese waren seit undenklichen Zeiten Männer, die sich von den weltlichen Geschäften und Vergnügungen losgemacht hatten, und ihr Leben der strengsten Ausübung der Religionsgesetze und Buße wegen ihrer begangenen Sünden widmeten. Sie suchten dieses, wie oben gesagt, durch Gebete und andere Andachtsübungen, Kasteiung ihres Körpers u. dergl. zu bewerkstelligen.

Aber um diese Zeit warfen sich einige darunter zu Stiftern einer neuen Sekte auf. Diese behaupteten: die wahre Frömmigkeit bestehe keineswegs in Kasteyung des Körpers, wodurch zugleich die Seelenkräfte geschwächt, und die zur Erkenntniß und Liebe Gottes nöthige Seelenruhe und Heiterkeit zerstört werde; sondern umgekehrt, man müsse alle körperlichen Bedürfnisse befriedigen, und von allen sinnlichen Vergnügungen, so viel als zur Entwickelung unsrer Gefühle nöthig sey, Gebrauch zu machen suchen, indem Gott alles zu seiner Verherrlichung geschaffen habe. Der wahre Gottesdienst bestand, ihnen zu Folge, in Andachtsübungen mit Anstrengung aller Kräfte und Selbstzernichtung vor Gott, indem sie behaupteten, daß der Mensch, seiner Bestimmung nach, seine höchste Vollkommenheit nicht anders erreichen könne, als wenn er sich nicht als ein für sich bestehendes und wirkendes Wesen, sondern blos als ein Organ der Gottheit betrachte. Anstatt also, daß jene ihr ganzes Leben in Absonderung von der Welt, Unterdrückung ihrer natürlichen Gefühle, und Tödtung ihrer Kräfte zubrachten, glaubten diese weit zweckmäßiger

mäßiger

mäßiger zu handeln, wenn sie ihre natürlichen Gefühle so viel als möglich zu entwickeln, ihre Kräfte in Ausübung zu bringen, und ihren Wirkungskreis beständig zu erweitern suchten. —

Man muß gestehen, daß diese Methoden beyde etwas Reelles zum Grunde haben. Jener liegt offenbar der Stoicismus zum Grunde, nehmlich ein Streben die Handlungen nach einem höhern Princip, als die Neigungen sind, dem freyen Willen gemäß zu bestimmen; diese gründet sich auf das Vollkommenheitssystem. Nur daß beyde, so wie alles in der Welt, gemißbraucht werden können, und wirklich gemißbraucht werden. Die von der ersten Sekte treiben ihre Bußfertigkeit bis zur Ausschweifung; anstatt ihre Begierden und Leidenschaften bloß regelmäßig einzurichten, suchen sie dieselben zu vernichten, und anstatt, daß sie mit den Stoikern das Princip ihrer Handlungen in der reinen Vernunft suchen sollten, suchen sie es vielmehr in der Religion, einer zwar reinen Quelle, daraus sie aber in der That, da sie von der Religion selbst falsche Begriffe haben, und ihre Tugend bloß die zukünftigen Belohnungen und Bestrafungen eines

nach bloßer Willkür regierenden eigenmächtigen tyrannischen Wesens zum Grunde hat, nicht anders als aus einer unreinen Quelle fließen, nehmlich aus dem Princip des Interesse; und da dieses Interesse selbst bloß auf Einbildungen beruht, so sind sie hierin noch weit unter den gröbsten Epikuräern, die zwar ein niedriges, aber doch ein reelles Interesse zum Zwecke ihrer Handlungen haben. Nur alsdann kann die Religion ein Princip der Tugend abgeben, wenn sie selbst in der Idee der Tugend gegründet ist. —

Die Anhänger der zweyten Sekte haben zwar richtigere Begriffe von der Religion und Moral, da sie aber hierin mehrentheils nach dunklen Gefühlen, und nicht nach einer deutlichen Erkenntniß sich richten, so müssen sie gleichfalls auf allerhand Ausschweifungen gerathen. Die Selbstzernichtung hemmt nothwendig ihre Thätigkeit, oder giebt ihr eine falsche Richtung, und da sie keine Naturwissenschaft und psychologische Kenntnisse besitzen, und eitel genug sind sich als Organ der Gottheit zu betrachten (welches sie auch mit Einschränkung nach dem Grade der erlangten Vollkommenheit sind),

so begehn sie auf Rechnung der Gottheit die größten Ausschweifungen; jeder seltsame Einfall ist ihnen eine göttliche Eingebung, und jeder rege Trieb ein göttlicher Beruf.

Diese Sekten waren zwar keine verschiedene Religionssekten, ihre Verschiedenheit bestand bloß in der Art ihrer Ausübung der Religion, aber doch ging die Animosität beyder Partheyen so weit, daß sie sich einander für Ketzer verschrieen, und wechselseitig verfolgten. Anfangs behielt die neue Sekte die Oberhand, und breitete sich beynahe in ganz Polen und auch außerhalb aus. Ihre Häupter schickten ordentlich Emissarien überall herum, die die neue Lehre predigen und ihr Anhänger verschaffen sollten, und da der größte Theil der polnischen Juden aus ihren Gelehrten, d. h. aus Menschen, die dem Müßiggange und der kontemplativen Lebensart ergeben sind, besteht (jeder polnische Jude wird von Geburt an zum Rabbiner bestimmt, und nur die größte Unfähigkeit dazu kann ihn von diesem Stande ausschließen), und diese neue Lehre außerdem den Weg zur Seligkeit erleichtern sollte, indem sie das Fasten, das Nachtwachen, und bestän-

diges Studium des Talmuds nicht nur für unnütz, sondern sogar für die zur ächten Frömmigkeit nöthige Heiterkeit des Gemüths als schädlich ausgab, so war es natürlich, daß ihre Anhänger sich in einer kurzen Zeit weit ausbreiteten.

Man wallfahrtete nach K. M. und andern heiligen Oertern, wo sich die erleuchteten Obern dieser Sekte aufhielten. Junge Leute verließen ihre Aeltern, Frauen und Kinder, und gingen schaarenweise, diese hohen Obern aufzusuchen, und die neue Lehre aus ihrem Munde zu hören.

Die Veranlassung zur Entstehung dieser Sekte war folgende. *)

Ich habe schon bemerkt, daß seit der Zeit, da die Juden ihren Staat verloren, und unter andere Nationen, wo sie mehr oder weniger tolerirt werden, zerstreuet wurden, sie keine andere innere Verfassung haben, wodurch sie zusammengehalten wer-

*) Ich glaube, daß in unsern Zeiten, da über geheime Gesellschaften so viel pro und kontra gesprochen wird, die Geschichte einer besondern geheimen Gesellschaft worin ich, obzwar nur eine kurze Zeit, verwickelt war, in dieser Lebensgeschichte nicht übergangen werden dürfe.

den, und bey ihrer politischen Zerstreuung dennoch ein organisirtes Ganzes ausmachen, als ihre Religionsverfassung. Ihre Vorsteher ließen sich daher stets nichts so sehr angelegen seyn, als, nach dem Verfalle ihres Staats, dieses Band, als das einzige, wodurch sie noch eine Nation ausmachen, desto mehr zu befestigen. Weil aber ihre Glaubenslehren und Religionsgesetze aus der heiligen Schrift ihren Ursprung nehmen, diese aber in Ansehung ihrer Auslegung und Anwendung auf besondere Fälle viel unbestimmtes zurückläßt, so mußte die Tradition zu Hülfe genommen werden, wodurch die Art der Auslegung der heiligen Schrift sowohl, als die Ableitung der durch sie unbestimmt gelassenen Fälle, aus den bestimmten Gesetzen angegeben werden sollte. Diese Tradition konnte freylich nicht der ganzen Nation, sondern bloß einem Korps derselben, gleichsam wie einer gesetzgebenden Kommission anvertrauet werden.

Damit wurde aber dem Uebel nicht abgeholfen. Die Tradition selbst ließ noch viel Unbestimmtes zurück. Die Ableitung der besondern Fälle aus den allgemeinen, und die nach den Zeitumständen erfor-

derlichen neuen Gesetze, gaben zu vielen Streitigkeiten Gelegenheit: aber selbst durch diese Streitigkeiten, und die Art ihrer Entscheidung, wurde dieses Korps immer zahlreicher, und sein Einfluß auf die Nation desto stärker. Die jüdische Verfassung ist also nun ihrer Form nach aristokratisch, und daher allen Mißbräuchen einer solchen Verfassung ausgesetzt. Der ungelehrte Theil der Nation konnte, wegen der ihm aufliegenden Sorge für seine sowohl, als des ihm unentbehrlichen gelehrten Theils Unterhaltung, auf dergleichen Mißbräuche nicht aufmerksam gemacht werden. Hingegen standen von Zeit zu Zeit Männer aus diesem gesetzgebenden Korps selbst auf, die nicht nur diese Mißbräuche rügten, sondern sogar die Autorität desselben in Zweifel zogen.

Von dieser Art war der Stifter der christlichen Religion, der sich gleich anfangs der Tyranney dieser Aristokratie mit gutem Erfolge widersetzte, und das ganze Zeremonialgesetz auf seinen Ursprung, nehmlich auf ein reines Moralsystem (zu dem sich dieses Zeremonialsystem als Mittel zum Zwecke verhielt) zurückführte, wodurch zum wenigsten die

Reformation Eines Theils der Nation bewerkstelligt wurde.

Von dieser Art war ferner der berüchtigte Schabati Zebi, am Ende des vorigen Jahrhunderts, der sich zum Messias aufwarf, und das ganze Zeremonialgesetz, besonders die rabbinischen Satzungen, abschaffen wollte. Ein auf die Vernunft gegründetes Moralsystem wäre, nach den tief eingewurzelten Vorurtheilen der Nation zu damaliger Zeit, unvermögend gewesen, eine heilsame Reformation zu bewerkstelligen. Man mußte daher Vorurtheile und Schwärmereyen Vorurtheilen und Schwärmereyen entgegen setzen. Dieses geschahe auf folgende Weise.

Eine geheime Gesellschaft, deren Stifter aus den Mißvergnügten der Nation bestanden, hatte schon längst in derselben Wurzel gefaßt. Ein gewisser Französischer Rabbiner, mit Nahmen Rabbi Moses de Lion, soll, nach dem Rabbi Joseph Candia, den Sohar verfertigt, und als ein altes Buch, das den berühmten Talmudisten Rabbi Simon Ben Jechoi zum Verfasser hätte, der Nation untergeschoben haben.

Dieses Buch enthält, wie schon oben gesagt worden, die Auslegung der heiligen Schrift nach den Grundsätzen der Kabbala, oder vielmehr diese Grundsätze selbst, in Form einer Auslegung der heiligen Schrift vorgetragen, und gleichsam aus derselben geschöpft. Es hat, gleich dem Janus, ein doppeltes Gesicht, und erträgt daher zweyerley Explikation.

Die eine ist diejenige, die in den kabbalistischen Schriften weitläuftig vorgetragen, und in ein System gebracht worden ist. Hier ist ein weites Feld für die Einbildungskraft, wo sie nach Belieben herumschwärmen kann, ohne doch am Ende über die Sache besser belehrt zu seyn als vorher. Es werden hier manche moralische und physische Wahrheiten bildlich vorgetragen, die sich zuletzt in das Labyrinth des hyperphysischen verlieren. Diese Art die Kabbala zu behandeln ist den kabbalistischen Litteratoren eigen, und macht die kleinen Mysterien dieser geheimen Gesellschaft aus.

Die zweyte Art hingegen betrift den geheimen politischen Inhalt derselben, und ist nur den Obern dieser geheimen Gesellschaft bekannt. Diese Obern selbst sowohl, als ihre Operationen, bleiben

immer unbekannt, die andern aber können immerhin bekannt seyn. Diese können die politischen Geheimnisse, die ihnen selbst unbekannt sind, nicht verrathen. Jene werden es nicht, weil es ihrem Interesse zuwider ist. Nur die kleineren (bloß litterarischen) Geheimnisse werden dem Volke debitirt, und als Sachen von großer Wichtigkeit anempfohlen. Die größeren (politischen) Geheimnisse werden nicht gelehrt, sondern, wenn sie von selbst verstanden worden sind, in Ausübung gebracht.

Ein gewisser Kabbalist, mit Namen Rabbi Joel Baalschem *), wurde durch einige glückliche Kuren, die er durch seine medicinischen Kenntnisse und Taschenspielerkünste bewerkstelligte, zu dieser Zeit sehr berühmt, indem er vorgab, dieses alles nicht durch natürliche Mittel, sondern blos durch Hülfe der Kabbala Maschiith (die praktische

*) Baalschem heißt derjenige, der sich mit der praktischen Kabbala, d. h. mit Geisterbeschwörung und Amulettenschreiben abgiebt, wozu die Namen Gottes und mancherley Geister gebraucht werden.

Kabbala) und den Gebrauch der heiligen Namen bewerkstelligt zu haben. Auf diese Art spielte er in Polen eine sehr glückliche Rolle.

Er war auch auf Nachfolger in seiner Kunst bedacht. Unter seinen Schülern waren einige, die seine Profession ergriffen, und sich durch glückliche Kuren und Entdeckung der Diebstähle berühmt machten.

Mit den Kuren ging es ganz natürlich zu. Sie bedienten sich der gewöhnlichen medicinischen Mittel, aber nach Taschenspielerart suchten sie die Aufmerksamkeit des Beobachters von diesen ab, und auf ihr kabbalistisches Hokuspokus zu lenken. Die Diebstäle veranstalteten sie selbst, oder entdeckten sie durch ihre überall verbreiteten Kundschafter.

Andere, von größerm Genie und edlerer Denkungsart, machten sich weit wichtigere Plane: sie sahen ein, daß sie durch das Zutrauen des Volks sowohl ihr eigenes als das allgemeine Interesse würden aufs Beste befördern können, und wollten es durch Aufklärung beherrschen; ihr Plan war also moralisch und poli-

tisch zugleich. *) Anfangs schien es als wollten sie bloß die in dem jüdischen Religions- und Moralsystem eingeschlichenen Mißbräuche abschaffen. Dieses mußte aber nothwendig eine völlige Abschaffung des ganzen Systems nach sich ziehn.

Die Hauptsachen, die sie angriffen, waren 1) der Mißbrauch der rabbinischen Gelehrsamkeit, die, anstatt die Gesetze so viel als möglich zu simplificiren, und jedem kenntlich zu machen, dieselben immer noch mehr verwirrt und unbestimmt seyn läßt; die ferner sich bloß mit dem Studium der Gesetze beschäftigt (daher ihr das Studium derjenigen Gesetze, die jetzt von keinem Gebrauche sind, der Opfer, der Reinigung und dgl., eben so wichtig, als derjenigen ist, wovon noch Gebrauch gemacht wird), statt daß sie hauptsächlich sich mit der Ausübung derselben beschäftigen sollte, da doch das Stu-

*) Da ich nie zum Range eines Obern in dieser Gesellschaft gelangt bin, so kann die Darstellung ihres Plans nicht als ein in Erfahrung gebrachtes Faktum, sondern bloß als ein durch Reflexion herausgebrachtes Raisonnement betrachtet werden. In wie fern dieses Raisonnement gegründet sey, läßt sich bloß aus Analogie, nach Regeln der Wahrscheinlichkeit, bestimmen.

dium selbst nicht Zweck, sondern blos Mittel zur Ausübung ist; und die endlich bey der Ausübung selbst bloß auf das äußere Ceremoniel, und nicht auf den moralischen Zweck Rücksicht nimmt.

2) Der Mißbrauch der Frömmigkeit der sogenannten Bußfertigen. Diese befleißigen sich zwar der Ausübung der Tugend, da aber ihr Motiv zur Tugend nicht die in der Vernunft gegründete Erkenntniß Gottes und seiner Vollkommenheit ist, sondern vielmehr in falschen Vorstellungen von Gott und seinen Eigenschaften besteht, so konnte es nicht anders seyn, als daß sie auch die wahre Tugend verfehlten, und auf eine eingebildete Art von Tugend geriethen, und, anstatt daß sie aus Liebe zu Gott, und Neigung ihm ähnlich zu werden, sich der Sklaverey ihrer sinnlichen Begierden und Leidenschaften hätten entziehn, und nach Gesetzen des in der Vernunft gegründeten freyen Willens zu handeln sich bestreben sollen, sie vielmehr durch Vernichtung ihrer wirkenden Kräfte selbst, ihre Begierden und Leidenschaften zu vernichten suchten, wie ich dieses schon oben durch einige traurige Beyspiele dargethan habe.

Die Aufklärer hingegen forderten als Bedingung der wahren Tugend ein heiteres, zu allen Arten von Thätigkeit aufgelegtes Gemüth; sie erlaubten nicht nur, sondern empfohlen sogar einen mäßigen, zur Erlangung der Heiterkeit des Gemüths erforderlichen Genuß aller Arten der Vergnügungen. Ihr Gottesdienst bestand in einer freywilligen Entkörperung, d. h. Abstrahirung ihrer Gedanken von allen Dingen außer Gott, ja sogar von ihrem individuellen Ich, und in Vereinigung mit Gott; woraus eine Art von Selbstverläugnung bey ihnen entstand, so daß sie alle in diesem Zustande unternommenen Handlungen nicht sich selbst, sondern Gott zuschreiben.

Ihr Gottesdienst bestand also in einer Art spekulativer Andacht, wozu sie keine besondere Zeit oder Formel für nothwendig hielten, sondern einem jeden überließen, ihn nach dem Grade seiner Erkenntniß zu bestimmen; doch wählten sie dazu hauptsächlich die zum öffentlichen Gottesdienste bestimmten Stunden. In ihrem öffentlichen Gottesdienste beflissen sie sich hauptsächlich der vorerwähnten Entkörperung, d. h. sie vertieften sich so sehr in die Vor-

stellung der göttlichen Vollkommenheit, daß sie dadurch die Vorstellung aller andern Dinge, und sogar ihres eigenen Körpers verloren, so daß der Körper ihrem Vorgeben nach zu dieser Zeit ganz gefühllos seyn mußte.

Da es aber mit einer solchen Abstraktion sehr schwer hielt, so bemühten sie sich durch allerhand mechanische Operationen (Bewegungen und Schreyen) sich in diesen Zustand, wenn sie durch andre Vorstellungen aus demselben herausgekommen waren, wieder zu versetzen, und sich darin, während der ganzen Andachtszeit, ununterbrochen zu erhalten. Es war lustig anzusehn, wie sie oft ihr Beten durch allerhand seltsame Töne und possierliche Bewegungen (die als Drohungen und Scheltworte gegen ihren Gegner, den leidigen Satan, der ihre Andacht zu stören sich bemühe, anzusehn waren) unterbrachen, und wie sie sich dadurch so abarbeiteten, daß sie gemeiniglich bey Endigung des Betens ganz ohnmächtig niederfielen.

Es ist auch nicht zu leugnen, daß, so gegründet auch ein solcher Gottesdienst an sich seyn mag, er auch eben so sehr dem Mißbrauche unterworfen

sey. Die auf die Heiterkeit des Gemüths erfolgende innere Thätigkeit, kann nur nach dem Grade der erlangten Kenntniß Statt finden. Die Selbstzernichtung vor Gott ist nur alsdann gegründet, wenn das Erkenntnißvermögen so sehr mit seinem Gegenstande (der Größe des Gegenstandes wegen) beschäftigt ist, daß der Mensch dadurch gleichsam außer sich, bloß im Gegenstande, existirt. Ist hingegen das Erkenntnißvermögen in Ansehung seines Gegenstandes eingeschränkt, so daß es keines beständigen Fortschrittes fähig ist, so muß die erwähnte Thätigkeit, durch Koncentrirung auf diesen einzigen Gegenstand, vielmehr gehemmt als befördert werden.

Einige einfältige Männer aus dieser Sekte antworteten zwar, wenn man sie, da sie den ganzen Tag über mit der Pfeife im Munde müßig herumgingen, fragte, woran sie doch zur Zeit dächten? „wir denken an Gott!“ Diese Antwort würde befriedigend gewesen seyn, wenn sie beständig, durch eine hinlängliche Naturerkenntniß, ihre Erkenntniß von den göttlichen Vollkommenheiten zu erweitern gesucht hätten. Da dieß aber mit ihnen der Fall nicht seyn konnte, vielmehr ihre Naturerkenntniß

sehr eingeschränkt war; so mußte der Zustand, worin sie ihre Thätigkeit auf einen (in Ansehung ihrer Fähigkeit) unfruchtbaren Gegenstand koncentrirten, unnatürlich seyn. Ferner konnten sie nur alsdann ihre Handlungen Gott zurechnen, wenn sie Folgen einer richtigen Erkenntniß Gottes waren; waren sie aber Folgen der Eingeschränkheit dieser Erkenntniß, so mußten sie nothwendig auf Gottes Rechnung allerhand Excesse begehn, wie zum Unglück der Erfolg gelehrt hat.

Daß aber diese Sekte sich so geschwind ausbreitete, und ihre neue Lehre bey dem größten Theile der Nation so vielen Beyfall fand, läßt sich sehr leicht erklären. Die natürliche Neigung zum Müßiggang und zur spekulativen Lebensart des größten Theils der Nation, der von der Geburt an zum Studiren bestimmt wird, die Trockenheit und Unfruchtbarkeit des rabbinischen Studiums, und die große Last des Zeremonialgesetzes, die diese Lehre zu erleichtern verspricht, endlich die Neigung zur Schwärmerey und zum Wunderbaren, die durch diese Lehre genährt wird, sind hinreichend, dieses Phänomen begreiflich zu machen.

Anfangs

Anfangs widersetzten sich zwar die Rabbiner und die Frommen nach dem alten Stil der Verbreitung dieser Sekte, sie behielt aber dennoch, aus vorerwähnten Gründen, die Oberhand. Es wurden Feindseligkeiten von beyden Seiten ausgeübt. Jede Partey suchte sich Anhänger zu verschaffen. Es entstand eine Gährung in der Nation, und die Meinungen wurden getheilt.

Ich konnte mir damals von dieser Sekte noch keinen richtigen Begriff machen, und wußte nicht, was ich davon denken sollte, bis es sich einmal ereignete, daß ein junger Mensch, der schon in diese Gesellschaft initiirt war, und schon das Glück gehabt hatte, die hohen Obern selbst von Angesicht zu Angesicht zu sprechen, durch meinen Aufenthaltsort reiste. Ich suchte mir diese Gelegenheit zu Nutze zu machen, und bat den Fremden um einige Aufklärung über die innere Einrichtung dieser Gesellschaft, über die Art darin aufgenommen zu werden u. s. w.

Dieser, der selbst noch im ersten Grade war, und folglich von der innern Einrichtung dieser Gesellschaft noch nichts wußte, konnte auch mir dar-

über keine Auskunft geben, was aber die Art, darin aufgenommen zu werden, anbetrift, so versicherte er mir, daß sie die simpelste von der Welt sey. Jeder Mensch, der einen Trieb nach Vollkommenheit in sich spüre, und die Art nicht wisse, wie er denselben befriedigen, oder die Hindernisse, die seiner Befriedigung entgegen ständen, aus dem Wege räumen solle, hätte nichts mehr nöthig, als sich an die hohen Obern zu wenden, und eo ipso gehöre er schon als Mitglied zu dieser Gesellschaft. Er habe nicht einmal nöthig (wie es sonst mit den Medicinern der Fall ist) diesen hohen Obern von seinen moralischen Schwächen, seiner bisher geführten Lebensart u. dergl. etwas zu melden, indem diesen hohen Obern nichts unbekannt sey; sie durchschauten das menschliche Herz, und entdeckten alles, was in seinen geheimen Falten verborgen sey; sie könnten das Zukünftige vorher sagen, und das Entfernte gegenwärtig machen.

Ihre Predigten und moralischen Lehren würden nicht, wie es gemeiniglich zu geschehen pflege, von ihnen erst überdacht und zweckmäßig geordnet, indem diese Art nur demjenigen zukäme, der sich

als etwas für sich bestehendes und wirkendes, von Gott getrenntes, betrachte. Diese hohen Obern aber hielten nur alsdann ihre Lehren für göttlich, und folglich untrüglich, wenn sie die Folge der Selbstvernichtung vor Gott wären, d. h. wenn sie ihnen ex tempore, nach Erfordern der Umstände, ohne daß sie etwas dazu beytrügen, einfielen.

Da mich diese Beschreibung ganz entzückte, bat ich den Fremden, daß er mir doch einige dieser göttlichen Lehren mittheilen möchte. Dieser schlug die Hand vor die Stirne, als wartete er auf Eingebung des heiligen Geistes, wandte sich darauf mit einer feyerlichen Miene und halbentblößten Armen, die er, ungefähr wie Korporal Trim bey Vorlesung der Predigt, in Bewegung brachte, zu mir, und fing folgendermaßen an:

„Singt Gott ein neues Lied, sein Lob ist in der Gemeinde der Frommen (Psalm 149, v. 1.) Unsre hohen Obern erklären diesen Vers auf folgende Art: die Eigenschaften Gottes, als des allervollkommensten Wesens, müssen die Eigenschaften eines jeden eingeschränkten Wesens weit übertreffen, folglich auch sein Lob (als Ausdruck seiner Eigen-

schaften) das Lob dieser. Bis jetzt bestand Gottes Lob darin, daß man ihm übernatürliche Wirkungen (das Verborgene zu entdecken, das Zukünftige vorher zu sehn, mit seinem bloßen Willen unmittelbar zu wirken u. dergl.) beylegte. Nun aber sind die Frommen (die hohen Obern) im Stande, solche übernatürliche Handlungen selbst zu verrichten, und da Gott also hierin vor ihnen keinen Vorzug hat, muß man bedacht seyn, ein neues Lob ausfindig zu machen, das nur Gott allein zukommen kann.

Ganz entzückt über die sinnreiche Art, die heilige Schrift auszulegen, bat ich den Fremden um noch mehrere Explikationen dieser Art. Dieser fuhr also in seiner Begeisterung fort: „Als der Spieler (Musikus) spielte, kam auf ihn der Geist Gottes (II Buch der Könige 3, 15.) Dieß legen sie so aus: So lange sich der Mensch selbstthätig zeigt, ist er unfähig, die Wirkung des heiligen Geistes zu empfangen; zu diesem Behuf muß er sich als ein Instrument, bloß leidend verhalten. Die Bedeutung dieser Stelle ist also: Wenn der Spieler (המנגן) (der Diener Gottes) dem In-

strumente gleich wird (כנגן), alsdann kömmt auf ihn der Geist Gottes. *)

Nun hören Sie noch, sagte der Fremde ferner, die Erklärung einer Stelle aus der Mischna, wo es heißt: die Ehre deines Nächsten muß dir so lieb seyn als die deinige.

Unsre Lehrer erklären dieses auf folgende Art: Es ist gewiß, daß kein Mensch daran Vergnügen finden wird, sich selbst Ehre anzuthun, dieses wäre ganz lächerlich. Aber eben so lächerlich ist es, auf Ehrenbezeugungen eines andern zu viel zu halten, da wir doch durch diese Ehrenbezeigungen keinen größern innern Werth erhalten, als wir schon haben. Diese Stelle will daher so viel sagen: Die

*) Das Sinnreiche dieser Erklärungsart besteht darin, daß im Hebräischen נגן sowohl das Infinitivum von *Spielen*, als ein *musikalisches Instrument* bedeuten, und das כ, das demselben vorgesetzt wird, sowohl mit *als*, als auch mit *gleich* ausgelegt werden kann. Die hohen Obern, die die Stellen der heiligen Schrift *aus dem Zusammenhange herausrissen*, indem sie dieselben bloß als *Vehikel* zu ihren Lehren betrachteten, wählten daher diejenige Bedeutung, die ihrem Princip von der *Selbstvernichtung vor Gott* am angemessensten war.

Ehre deines Nächsten (die dein Nächster dir erzeigt) muß dir so wenig lieb seyn, als die deinige, (die du dir selbst erzeigst.)“ Ich konnte nicht anders als über die Vortreflichkeit der Gedanken in Bewunderung, und über die sinnreiche Exegese, womit sie gestützt wurden, in Entzücken gerathen. *)

*) In Ansehung des letzten Umstandes glaube ich mich noch jetzt nicht schämen zu dürfen, indem ich, da ich doch gewiß kein Anhänger des christlichen Glaubens bin, dennoch folgende Explikation eines katholischen Theologen von einer Stelle in dem Ezechiel (44, 1 u. 2.) nicht genug bewundern kann, wo es heißt: Und er, (der Geist Gottes) führte mich wiederum zu dem Thore des äußern Heiligthums, das nach vornezu gerichtet ist; und dieses war zugeschlossen. Und der Herr sprach zu mir: dieß Thor soll zugeschlossen bleiben, und nicht aufgethan werden: und niemand soll darein kommen. Denn der Herr, der Gott Israels kommt hier durch Es soll zugeschlossen bleiben.

Diesem Exegesen zufolge, soll dieses eine prophetische Allegorie von der Mutter Maria seyn. Man muß gestehn, daß keine sinnreichere Auslegung erdacht werden kann. Man sieht auch hieraus, welchen Einfluß Leidenschaften auf die Erhöhung der Erkenntnißkräfte haben, und wie S c h w ä r m e r e y w i t z i g m a c h t; jeder Ausdruck ist hier der Sache angemessen; „das Thor des äußern Heiligthums, das nach vornezu gerichtet ist,“ und dieses: „war zugeschlossen. Dieß Thor soll zugeschlossen bleiben, und niemand soll darein kommen; denn der Herr, der Gott Israels, kömmt hierdurch“ ꝛc. Vortreflich! Wer erkennt hier nicht die Mutter Maria an ihren Attributen? —

Meine Einbildung wurde durch diese Beschreibungen aufs höchste gespannt, und ich wünschte folglich nichts so sehnlich, als das Glück zu haben, Mitglied dieser ehrwürdigen Gesellschaft zu werden, ich beschloß daher eine Reise nach M. zu unternehmen, wo sich der hohe Obere B. befand. Ich erwartete also die Endigung meiner Dienstzeit (welche nur noch einige Wochen dauerte) mit der größten Ungeduld. Sobald diese zu Ende war, und ich meinen Lohn erhalten hatte, trat ich, anstatt nach Hause (das nur zwey Meilen davon entfernt war) zu reisen, meine Pilgerschaft an. Diese Reise dauerte einige Wochen.

Endlich kam ich glücklich in M. an. Nachdem ich von meiner Reise ausgeruht hatte, ging ich nach dem Hause des hohen Obern, in der Meinung, ihm gleich vorgestellt werden zu können. Aber man sagte mir, daß er mich noch nicht sprechen könne, daß ich aber auf den Schabath mit den andern Fremden, die ihn zu besuchen hieher gekommen wären, bey ihm zu Tische invitirt sey; bey welcher Gelegenheit ich das Glück haben würde, diesen heiligen Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehn, und

die erhabensten Lehren aus seinem Munde zu hören, so daß ich diese öffentliche Entrevue, dennoch, wegen des Individuellen sich bloß auf mich Beziehenden, das ich darin bemerken würde, als eine partikuläre Audienz betrachten könnte.

Ich kam also am Schabath zu diesem feyerlichen Mahle und fand da eine große Anzahl ehrwürdiger Männer, die hier von verschiedenen Gegenden zusammen gekommen waren. Endlich erschien auch der große Mann in einer ehrfurchteinflößenden Gestalt, in weißen Atlas gekleidet. Sogar seine Schuhe und Tobacksdose waren weiß. (die weiße Farbe ist bey den Kabbalisten die Farbe der Gnade). Er gab einem jeden der Neuangekommenen sein Schalam, d. h. er begrüßte ihn.

Man setzte sich zu Tische und während der Mahlzeit herrschte eine feyerliche Stille. Nachdem man abgespeiset hatte, stimmte der hohe Obere eine feyerliche den Geist erhebende Melodie an, hielt einige Zeit die Hand vor die Stirne, und fing darauf an zu rufen: Z. aus H.! M. aus R.! S. M. aus N. u. s. w. alle die Neuangekommenen bey ihren Nahmen, und den Nahmen ihrer Wohnörter,

worüber wir nicht wenig erstaunten. Jeder von uns sollte irgend einen Vers aus der heiligen Schrift hersagen. Es sagte jeder seinen Vers. Darauf fing der hohe Obere an eine Predigt zu halten, der die besagten Verse zum Text dienen mußten, so daß, obschon es aus ganz verschiedenen Büchern der heiligen Schrift hergenommene unzusammenhängende Verse waren, er sie dennoch mit einer solchen Kunst verband, als wenn sie ein einziges Ganzes gewesen wären; und was noch sonderbarer war, jeder der Neuangekommenen glaubte in dem Theile der Predigt, der auf seinem Verse beruhte, etwas zu finden, das sich besonders auf seine individuellen Herzensangelegenheiten beziehe. Wir geriethen also darüber, wie natürlich, in die größte Verwunderung.

Es dauerte aber nicht lange, so fing ich schon an von der hohen Meinung gegen diesen Obern und die ganze Gesellschaft überhaupt nachzulassen. Ich bemerkte, daß ihre sinnreiche Exegese im Grunde falsch, und noch dazu bloß auf ihre ausschweifenden Grundsätze (Selbstvernichtung u. s. w.) eingeschränkt war; hatte man diese einmal gehört,

so bekam man nichts neues mehr zu hören. Ihre sogenannten Wunderwerke ließen sich ziemlich natürlich erklären. Durch Korrespondenzen, Spione, und einen gewissen Grad von Menschenkenntniß, wodurch sie, vermittelst der Physiognomik und geschickt angebrachter Fragen, indirekte die Geheimnisse des Herzens herauszulocken wußten, brachten sie sich bey diesen einfältigen Menschen den Ruf zuwege, daß sie prophetische Eingebungen hätten.

So mißfiel mir auch die ganze Gesellschaft nicht wenig wegen ihres Zynischen Wesens und ihrer Ausschweifung in der Fröhlichkeit. Um nur ein einziges Beyspiel dieser Art anzuführen, so kamen wir einst zur Betstunde im Hause des Obern zusammen. Einer von uns kam etwas spät; die andern fragten ihn nach der Ursache davon. Jener antwortete, es geschähe darum, weil seine Frau diese Nacht mit einer Tochter niedergekommen sey. Sobald sie dieses hörten, fingen sie an ihm auf eine tumultuarische Art zu gratuliren. Der hohe Obere kam aus seinem Kabinet dazu, und fragte nach der Ursache ihres Lärmens. Sie sagten, wir gratuliren dem P., dessen Frau ein Mädchen zur Welt

gebracht hat; darauf antwortete jener mit großem Unwillen: Ein Mädchen! er soll ausgepeitscht werden. *)

Der arme P. protestirte dagegen. Er konnte nicht begreifen, warum er dafür büßen solle, daß seine Frau ein Mädchen zur Welt gebracht habe. Aber es half nichts, man bemächtigte sich seiner, legte ihn auf die Schwelle, und peitschte ihn derb aus. Alle, außer dem einzigen, der das Opfer war, geriethen dadurch in eine lustige Laune, worauf der Obere sie mit folgenden Worten zum Gebete ermahnte: Nun Brüder, dient Gott mit Freuden!

Ich wollte in dem Orte nicht länger bleiben. Ich ließ mir also von dem hohen Obern den Segen geben, nahm Abschied von der Gesellschaft, mit dem Vorsatze, sie auf ewig zu verlassen, und reiste wieder nach Hause.

Nun noch etwas von der innern Einrichtung dieser Gesellschaft.

*) Ein Zug dieser, wie aller unkultivirten Menschen, Verachtung gegen das andere Geschlecht.

Die hohen Obern dieser Sekte können, nach meiner Erfahrung, in vier Klassen gebracht werden: 1) in die der Klugen; 2) der Listigen; 3) der Starken;*) 4) der Guten.

Die oberste, alle andere regierende Klasse, machen, wie natürlich, die Klugen aus. Diese sind erleuchtete Männer, die eine tiefe Kenntniß der Schwächen der Menschen, und der Triebfedern ihrer Handlungen erlangt, und frühzeitig genug die

*) Von dieser Art habe ich einen kennen gelernt. Es war ein junger Mensch von etwa zwey und zwanzig Jahren, von sehr schwacher Leibeskonstitution, hager und blaß von Gesicht. Er reiste in Polen als Missionair herum. Dieser Mann hatte in seinem Ansehn so etwas Fürchterliches, Gehorsamgebietendes, daß er dadurch die Menschen ganz despotisch beherrschte. Wo er hinkam, fragte er gleich nach der Einrichtung der Gemeinde, verwarf das, was ihm mißfiel und machte neue Einrichtungen, die aufs pünktlichste befolgt wurden. Die Aeltesten der Gemeinde, mehrentheils alte ehrwürdige Männer, die ihn an Gelehrsamsamkeit weit übertrafen, zitterten vor seinem Angesicht. Ein großer Gelehrter, der an die Unfehlbarkeit dieser hohen Obern nicht hatte glauben wollen, wurde durch einen drohenden Blick, den jener auf ihn warf, so sehr von Schrecken ergriffen, daß er darauf in ein heftiges Fieber verfiel, woran er auch gestorben ist. Diesen außerordentlichen Muth und Entschlossenheit hatte dieser Mann bloß durch frühzeitige Uebung im Stoicismus erlangt.

Wahrheit eingesehn haben: daß Klugheit besser denn Stärke sey, indem Stärke zum Theil von Klugheit abhängig, Klugheit von Stärke aber unabhängig ist. Ein Mensch mag so viele Kräfte, und sie in einem solchen hohen Grade besitzen, als er will, so ist doch seine Wirkung immer begränzt. Durch Klugheit aber und eine Art psychologischer Mechanik, oder die Einsicht in den bestmöglichen Gebrauch dieser Kräfte und ihre Dirigirung können sie ins Unendliche verstärkt werden. Sie haben sich daher auf die Kunst gelegt, freye Menschen zu beherrschen, d. h. den Willen und die Kräfte anderer Menschen so zu gebrauchen, daß, indem diese bloß ihren eignen Zweck zu befördern glauben, sie in der That den Zweck ihrer Obern mit befördern. Dieses kann durch eine zweckmäßige Verbindung und Ordnung dieser Kräfte erhalten werden, so daß man durch den geringsten Stoß auf dieses Organ, die größte Wirkung hervorzubringen im Stande ist. Es ist hier kein Betrug, weil, wie vorausgesetzt worden, diese andern selbst dadurch ihren Zweck am besten erreichen.

Die Listigen gebrauchen auch den Willen und die Kräfte anderer zur Erreichung eines Zwecks, da sie aber in Ansehung ihres Zweckes kurzsichtiger oder ungestümer als die vorigen sind, so geschieht es oft, daß sie ihre Zwecke auf dieser andern Unkosten zu erreichen suchen; ihre Kunst also besteht nicht bloß darin, daß sie die Erreichung ihrer Zwecke (wie die erstern) sondern daß sie die Nichterreichung der Zwecke der andern vor denselben sorgfältig verbergen.

Die Starken sind Männer, die durch ihre angeborne oder erworbene moralische Stärke über die Schwäche anderer herrschen, besonders wenn es eine solche Stärke ist, die man bey andern selten findet, z. B. die Beherrschung der Leidenschaften außer einer einzigen, die sie zum Zweck ihrer Handlungen machen.

Die Guten sind schwache Menschen, deren Erkenntnisse als Willenskräfte sich bloß leidend verhalten, und deren Zwecke nicht durchs Beherrschen, sondern durchs Beherrschenlassen erreicht werden.

Die oberste Klasse, nehmlich der Klugen, weil sie alle die andern übersieht, von ihnen aber nicht übersehn wird, regiert natürlicher Weise alle die an-

dern. Sie bedient sich der guten Seite der Listigen, und sucht sie von der andern Seite unschädlich zu machen, indem sie diese überlistet, so daß, wenn diese zu betrügen glaubt, sie selbst betrogen wird.

Sie bedient sich ferner der Starken zur Erreichung wichtiger Zwecke, sucht aber, wenn es nöthig ist, durch Entgegensetzung mehrerer, ob schon geringerer, Kräfte, ihnen Einhalt zu thun.

Endlich bedient sie sich der Guten, nicht bloß zur unmittelbaren Erreichung ihres Zwecks bey diesen, sondern auch zur Erreichung ihres Zweckes bey andern, indem sie diese Schwachen den andern, als ein nachahmungswürdiges Muster der Submission empfiehlt, und dadurch die aus der Selbstthätigkeit dieser andern entspringenden Hindernisse aus dem Wege räumt.

Diese höchste Klasse fängt gemeiniglich mit dem Stoizismus an, und endigt mit dem feinen Epikuräismus. Ihre Mitglieder bestehen aus den Frommen von der ersten Art, d. h. aus solchen, die sich eine geraume Zeit der strengsten Ausübung der Religions- und Moralgesetze, und Beherrschung ihrer Begierden und Leidenschaften gewidmet haben; da

sie aber nicht, wie jene, den Stoizismus selbst als Zweck, sondern bloß als Mittel zum höchsten Zweck des Menschen, nehmlich der Glückseligkeit, betrachten, so bleiben sie nicht dabey stehn, sondern, nachdem sie davon so viel, als zu diesem Zwecke nöthig ist, in ihre Gewalt bekommen haben, eilen sie zum Zwecke selbst, d. h. zum Genusse der Glückseligkeit.

Durch ihre Uebung im strengsten Stoicismus ist ihr Gefühl für alle Arten des Vergnügens erhöhet und veredelt worden, anstatt daß es bey den groben Epikuräern immer stumpfer wird. Durch diese Uebung sind sie auch in den Stand gesetzt worden, ein jedes vorkommende Vergnügen so lange zu verschieben, bis sie seinen wahren Werth bestimmt haben, welches bey den groben Epikuräern der Fall nicht ist.

Die Veranlassung zum Stoicismus kann aber Anfangs bloß im Temperamente gelegen haben, und nur durch eine Art von Selbsttäuschung auf Rechnung der Selbstthätigkeit geschoben worden seyn. Diese Eitelkeit hat dann Muth zu wirklichen Unternehmungen dieser Art gemacht, welcher Muth durch den glücklichen Erfolg immer mehr angefeuert worden.

Noch

Noch viel weniger ist es von diesen Obern (die keine Männer von Wissenschaften sind) zu vermuthen, daß sie nach bloßer Anleitung der Vernunft auf dieß System gerathen wären, vielmehr war wohl bey ihnen die Veranlassung dazu erstlich das Temperament, zweytens Religionsbegriffe, und erst hinterher mochten sie zu einer deutlichen Erkenntniß und Befolgung dieses Systems in seiner Reinheit gelangen.

Diese Sekte war also (in Ansehung des Zwecks und der Mittel) eine Art geheime Gesellschaft, die sich beynahe der Herrschaft der ganzen Nation bemächtigt hätte, wodurch eine der größten Revolutionen in derselben zu erwarten war, hätten nicht die Ausschweifungen einiger ihrer Mitglieder so viele Blößen gezeigt, und ihren Gegnern die Waffen gegen sie in die Hand gegeben.

Einige darunter, die sich als ächte Zyniker zeigen wollten, verletzten alle Gesetze des Wohlstandes, liefen auf öffentlicher Straße nackend herum, verrichteten in Gegenwart anderer ihre natürlichen Bedürfnisse u. dergl. Durch ihr Extemporiren (dem Princip der Selbstvernichtung zu Folge). brachten

sie in ihren Predigten allerhand närrisches, unverständliches und verworrenes Zeug hervor. Einige wurden dadurch wahnwitzig, so daß sie glaubten in der That nicht mehr zu existiren. Endlich kam noch ihr Stolz und Verachtung gegen andre, die nicht von ihrer Sekte waren, besonders gegen die Rabbiner dazu, die, obschon sie ihre Mängel hatten, dennoch weit thätiger und brauchbarer waren, als diese unwissende Müßiggänger.

Man fing an ihre Schwächen aufzudecken, ihre Zusammenkünfte zu stören, und sie überall zu verfolgen. Dieses wurde vorzüglich durch die Autorität eines berühmten, bey der Judenschaft in großem Ansehn stehenden Rabbiners, Elias aus Wilda, bewerkstelligt; so daß man jetzt kaum einige hin und wieder zerstreuete Spuren von dieser Gesellschaft findet.

Zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen, wie auch etwas über Religionsgeheimnisse!

Ich halte es hier bey Erwähnung dieser geheimen Gesellschaft für den schicklichsten Ort, meine Meinung über Geheimnisse überhaupt und über die Geheimnisse der Religion insbesondere, dem denkenden Leser zur Prüfung vorzulegen.

Geheimnisse überhaupt sind wahre oder für wahrgehaltene Arten des Verhältnisses von Grund und Folge zwischen Gegenständen der Natur, in so fern sie nicht durch den natürlichen Gebrauch der Erkenntnißkräfte einem jeden Menschen entdeckt werden können. Ewige Wahrheiten, d. h. die in der Natur unserer Erkenntnißkräfte gegründeten nothwendigen Ver-

hältnisse der Objekte, sie mögen noch so wenigen bekannt seyn, sind diesem zufolge, keine Geheimnisse, weil ein jeder sie durch den Gebrauch seiner Erkenntnißkräfte entdecken kann.

Hingegen sind die Wirkungen der Sympathie und Antipathie, die medicinischen Specifika, und dgl. worauf einige Menschen durch einen bloßen Zufall gerathen, und die sie nachher durch Beobachtungen und Versuche bestätigt finden, wahre Geheimnisse der Natur, die einem andern nicht durch den Gebrauch seiner Erkenntnißkräfte, sondern nur entweder durch eben dergleichen Zufall, oder durch Mittheilung der erstern entdeckt werden können. Werden dergleichen Geheimnisse durch Beobachtungen und Versuche nicht bestätigt, so heißt die Meinung von ihrer Realität, Aberglauben.

Religion ist ein zwischen dem Menschen und einem andern moralischen Wesen von einer höhern Art errichtetes Paktum.

Es setzt ein natürliches Verhältniß zwischen dem Menschen und diesem höhern moralischen Wesen voraus, so daß durch die wechselseitige Erfül-

lung dieses Paktums, sie wechselseitig ihr Interesse befördern.

Ist dieses natürliche (nicht bloß willkürliche, verabredete) Verhältniß wahr, und die wechselseitige Verpflichtung der kontrahirenden Personen gegen einander darin gegründet, so ist sie eine wahre, wo nicht aber, eine falsche natürliche Religion.

Wird diese wechselseitige Verpflichtung zwischen dem Menschen und diesem höhern Wesen, oder seinen Repräsentanten förmlich abgefaßt, so entsteht eine positive oder geoffenbarte Religion.

Die wahre, sowohl natürliche als geoffenbarte Religion, die, wie schon vorher bemerkt worden, das Judenthum ausmacht, besteht in einem erst stillschweigenden, nachher aber verabredeten Kontrakt zwischen gewissen Menschen und dem höchsten Wesen, der den Patriarchen selbst in Person (im Traume und prophetischen Erscheinungen) erschien, und ihnen seinen Willen, den Lohn der Befolgung und die Strafe der Nichtbefolgung desselben bekannt machte, worüber denn mit beyderseitiger Einwilligung ein Vertrag geschlossen wurde. In der Folge ließ er denselben mit den

Israeliten in Egypten, durch seinen Repräsentanten Moses, erneuern, und die wechselseitigen Verpflichtungen gegen einander näher bestimmen; welches hernach auf den Berg Sinai von beyden Seiten förmlich bestätigt wurde.

Dem denkenden Leser brauche ich nicht zu sagen, daß diese Vorstellung des Paktums zwischen Gott und Menschen bloß analogisch, nicht aber im strengsten Sinne zu nehmen ist. Das allervollkommenste Wesen kann sich bloß als Idee, der Vernunft offenbaren. Was sich den Patriarchen und Propheten, ihrer Fassungskraft gemäß, bildlich auf eine antropomorphistische Art offenbarte, war nicht das allervollkommenste Wesen selbst, sondern ein Repräsentant desselben (sein sinnliches Bild). Der Vertrag, den das allervollkommenste Wesen mit dem Menschen schließt, hat nicht wechselseitige Befriedigung der Bedürfnisse zum Zweck, denn das höchste Wesen hat keine Bedürfnisse und die Bedürfnisse des Menschen werden nicht durch diesen Vertrag, sondern bloß durch Beobachtung der, auf die Naturgesetze gegründeten Verhältnisse zwischen sich und andern Objekten der

Natur befriedigt. Dieses Paktum kann also nicht anders als in der Natur der Vernunft, ohne Rücksicht auf einen Zweck gegründet seyn.

Das Heidenthum unterscheidet sich, meines Dafürhaltens, vom Judenthum hauptsächlich darin, daß dieses auf formellen absolut nothwendigen Vernunftgesetzen, jenes, (sollte es auch in der Natur der Dinge gegründet, folglich reel seyn) auf den materiellen bloß hypothetisch nothwendigen Gesetzen der Natur beruht, und daher nothwendig die Vielgötterey zur Folge hat. Jede besondere Ursache wird durch die Einbildungskraft personifizirt, d. h. als ein moralisches Wesen vorgestellt, und zu einer besondern Gottheit gemacht. Anfangs war dieses bloß Empyrismus; nach und nach hatte man Gelegenheit zu bemerken daß diese, als besondere Gottheiten vorgestellte Ursachen, in ihren Wirkungen selbst von einander abhängig und einander in gewisser Rücksicht untergeordnet wären; und es entstand nach und nach ein ganzes System der heidnischen Theologie, worin jede Gottheit ihren Rang behauptet und ihr Verhältniß zu den übrigen bestimmt wird.

Das Judenthum hingegen war schon in seinem Ursprung auf ein System oder auf die Einheit zwischen den Natururſachen bedacht, und erhielt dadurch zuletzt diese reine formelle Einheit. Diese Einheit ist bloß von regulativen Gebrauch (zur vollständigen systematischen Verknüpfung aller Naturerscheinungen) und setzt die Erkenntniß des Mannigfaltigen der verschiedenen Natursachen voraus. Die Israeliten scheinen aber, aus einer übertriebenen Liebe zu einem System, und aus Aengstlichkeit für die Erhaltung des Princips in seiner Reinigkeit, den Gebrauch desselben gänzlich vernachläßigt zu haben. Sie erhielten dadurch zwar eine reine, aber auch eine sehr unfruchtbare Religion, sowohl zur Erweiterung der Erkenntniß als zum Gebrauch in praktischen Leben. Hieraus läßt sich ihr beständiges Murren gegen die Vorsteher ihrer Religion und ihr öfterer Abfall zur Abgötterey erklären. Sie konnten nicht, wie aufgeklärte Nationen heutiges Tages auf Reinheit des Princips und zweckmäßigen Gebrauch ihrer Religion zugleich ihre Aufmerksamkeit richten, und mußten daher entweder jene oder diesen verfehlen.

Zuletzt führten noch die Talmudisten einen bloß formellen, auf keinen reellen Zweck abzielenden Religionsgebrauch ein, und verschlimmerten die Sache dadurch noch mehr.

Diese Religion also, die, der Absicht ihres Urhebers nach, die jüdische Nation zur weisesten und verständigsten bilden sollte, machte sie durch den unzweckmäßigsten Gebrauch derselben zur unwissendsten und unvernünftigsten unter allen. Anstatt mit der Religionserkenntniß die Naturerkenntniß zu vereinigen und diese jener, bloß als das Materielle dem Formellen, unterzuordnen, wird diese vielmehr von ihr ganz vernachläßigt, und das rein erhaltene Princip bleibt ohne alle Anwendung.

Geheimnisse einer Religion sind Gegenstände und Handlungen, die den Begriffen und Grundsätzen angemessen sind, und deren innere Bedeutung von großer Wichtigkeit ist, die aber ihrer äußern Form nach etwas Unanständiges, Lächerliches oder sonst Widriges haben. Sie mußten daher dem gemeinen Auge, das nicht ins Innere zu sehen vermag, auch dem Aeußern nach verborgen bleiben, und also für ihn ein zwiefaches Geheimniß seyn.

Die Gegenstände oder Handlungen selbst machen nehmlich die kleinen Misterien und ihre innere Bedeutung die großen Misterien aus.

Von dieser Art war z. B. bey den Juden in der Stiftshütte, und nachmals im Allerheiligsten des Tempels, die Bundeslade, die nach dem Zeugniß berühmter Schriftsteller mit dem heiligen Kästchen in den Adytis viel Aehnlichkeit hatte. So finden wir auch bey den Egyptern den Sarg des Apis, der dieses todte Vieh, das zwar als Symbol eine wichtige Bedeutung hatte, an sich aber einen widrigen Anblick darbot, dem gemeinen Auge verbarg. In der Bundeslade des ersten Salomonischen Tempels war zwar, nach dem Zeugniß der heiligen Schrift, nichts weiter als die zwey Bundestafeln; von der Bundeslade des zweyten, nach der babilonischen Gefangenschaft erbauten, Tempels aber finde ich im Talmud eine Stelle, die zu merkwürdig ist, also daß ich sie hier nicht anführen sollte.

Nach dieser Erzählung fanden die Feinde, die sich des Tempels bemächtigt hatten, im Allerheiligsten das Bildniß zweyer Personen von beyden

Geschlechtern in dem Vereinigungsakt begriffen — und entweihten dieses Heiligthum durch eine krasse Auslegung seines innern Sinnes. — Dieses Bildniß sollte eine lebhafte sinnliche Vorstellung von der Vereinigung der Nation mit der Gottheit seyn, und mußte nur zur Verhütung des Mißbrauchs dem Auge des gemeinen Volks, das nur beym Zeichen stehn bleibt, nicht aber in den innern Sinn dringt, entzogen werden. Aus eben dem Grunde waren auch die Cherubim hinter dem Vorhang verborgen.

Von dieser Art waren die Misterien der Alten überhaupt. Das größte aller Misterien der jüdischen Religion aber besteht in dem Nahmen Jehova, der das bloße Daseyn, abstrahirt von allen besondern Arten des Daseyns, die ohne dem Daseyn überhaupt nicht gedacht werden können — ausdrückt. Die Lehre der Einheit Gottes und der Abhängigkeit aller Wesen von demselben, sowohl ihrer Möglichkeit als Wirklichkeit nach, kann nur nach einem einzigen System, in ihrer Vollkommenheit begriffen werden. — Wenn Josephus in seiner Vertheidigung gegen den Apion

sagt: „Der erste Unterricht unsrer Religion betrift die Gottheit, und lehrt, daß Gott alle Dinge enthält, ein durchaus vollkommenes und seliges Wesen, und die einzige Ursache alles Daseyns ist, so glaube ich, daß diese Worte die beste Erklärung der sonst sehr schwierigen Stelle enthalten, wo Moses zu Gott sagt: „Siehe! wenn ich zu den Kindern Israel komme und spreche, der Gott euerer Väter hat mich zu euch gesandt! und sie fragen: wie heißt sein Nahme? was soll ich ihnen antworten?" und Gott erwiedert: „So sollst du den Kindern Israels sagen: Jehova, der Gott euerer Aeltern, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs schickt mich zu euch, denn dieß ist mein Name in alle Ewigkeit, und dieß enthält mein Andenken zu allen Zeiten. Denn meiner Meynung nach bedeutet diese Stelle nichts anders, als daß die jüdische Religion die Einheit Gottes, als die unmittelbare Ursache alles Daseyns zum Grunde legt, und sagt also eben so viel, als die merkwürdige Inschrift auf der Pyramide zu Sais: „Ich bin alles, was ist, war, und seyn wird, meinen Schleyer hat kein Sterblicher

aufgehoben.“ Und jene unter der Bildsäule der Isis: „Ich bin, was da ist.“ Der Nahme Jehova heist bey den Talmudisten Schem haezam (nomen proprium) der Nahme des Wesens, der Gott an sich, ohne Rücksicht auf seine Wirkungen, zukömmt. Die andern Namen Gottes aber sind appellative, und drücken Eigenschaften aus, die er mit den Geschöpfen gemein hat, nur daß sie ihm im vorzüglichsten Grade, zukommen. Z. B. Elohim heißt ein Herr, ein Richter u. dgl. El heißt ein Mächtiger, Adonai ein Herr, und so ist es mit allen übrigen beschaffen. Die Talmudisten trieben die Sache so weit, daß sie behaupteten: die ganze heilige Schrift bestehe bloß aus den mannigfaltigen Benennungen Gottes.

Die Kabbalisten nutzten diesen Grundsatz. Nachdem sie also die Haupteigenschaften Gottes aufgezählt, untereinander geordnet und in ein System (das sie Olam Eziloth oder Sephiroth nennen) gebracht hatten, suchten sie nicht nur eine schickliche Benennung für jede derselben in der heiligen Schrift aus, sondern sie machten noch allerhand Kombinationen aus diesen Eigen-

schaften in verschiedenen Verhältnissen, die sie durch ähnliche Kombinationen der ihnen korrespondirenden Benennungen ausdrückten. Sie konnten daher die heilige Schrift nach ihrer Art leicht auslegen, indem sie nichts anders darin fanden, als was sie zuvor selbst hineingelegt hatten.

Außer diesen kann es auch Geheimnisse einer Religion geben, die in der Erkenntniß bestehn, daß diese Religion, wie sie von aufgeklärten Personen gedacht wird, gar keine Geheimnisse hat. Diese Erkenntniß kann entweder mit einem Bestreben verknüpft seyn, dem Volke die Meinung von den Geheimnissen nach und nach zu benehmen, und die sogenannten kleinen Misterien, durch die Bekanntmachung der großen, nach und nach zu verdrängen, oder im Gegentheil, mit einem Bestreben die Meinung der Geheimnisse beym Volke zu erhalten, und die Erhaltung der kleinen Misterien mit zum Gegenstande der großen Misterien zu machen.

Die jüdische Religion, nach dem Geist ihres Urhebers, ist von der ersten Art. Sowohl Moses als die auf ihn gefolgten Propheten suchten bestän-

ig einzuschärfen, daß nicht die äußern Zeremonien, sondern die Erkenntniß des wahren Gottes, als der einzigen unbegreiflichen Ursache aller Dinge, and die Ausübung der Tugend, nach den Vorschriften der Vernunft, der Zweck der Religion sey.

Die heidnischen Religionen hingegen zeigen offenbare Spuren der zweyten Art. Doch bin ich nicht, wie einige, geneigt zu glauben daß hier alles aufs absichtliche Betrügen angelegt wäre, sondern glaube vielmehr, daß die Urheber dieser Religionen mehrentheils betrogne Betrüger waren, welche Vorstellungsart der menschlichen Natur weit angemessener ist. Auch kann ich mir nicht vorstellen, daß dergleichen geheime Plane durch eine förmliche Ueberlieferung von Generation zu Generation fortgepflanzt worden; und wozu soll auch dieses? haben die Neuern nicht dieselbe Fähigkeit zweckmäßige Plane zu entwerfen, als die Alten? Es hat Fürsten gegeben, die den Machiavel nie gelesen, und doch seine Grundsätze vortreflich in Ausübung gebracht haben.

Von der oben beschriebenen Gesellschaft der Frommen bin ich überzeugt, daß sie so wenig mit einer Freymaurer- als sonst einer geheimen Gesellschaft in irgend einer Verbindung war. Aber Muthmaßungen sind erlaubt; hier kommt es bloß auf den Grad der Wahrscheinlichkeit an. Meiner Ueberzeugung nach, giebt es auch in jedem Staat, dem wesentlichen nach, geheime Gesellschaften, die das äußere Ansehen deselben gar nicht haben. Ein jedes Korps, das ein gemeinschaftliches Interesse hat, ist mir eine geheime Gesellschaft; ihre Zwecke und Hauptoperationen mögen noch so sehr bekannt seyn, so bleiben doch die wichtigsten darunter dem Ungeweihten nothwendig verborgen. Es läßt sich also von diesen, so wie von andern geheimen Gesellschaften viel Gutes und auch viel Böses sagen; und sie werden daher so lange, als sie es nicht gar zu arg machen, immer tolerirt werden.

Die Gesellschaft der Frommen hatte ohngefähr einerley Zweck mit den Illuminatenorden in Bayern, und bediente sich beynahe eben derselben Mittel. Ihr Zweck war Verbreitung unter dem im Finstern wandelnden Volke;

und

sie bediente sich auf eine merkwürdige Art des Aberglaubens selbst, als Mittel dazu. Hauptsächlich suchte sie die Jugend an sich zu ziehen, und durch eine Art empirischer Menschenkenntniß, ein jedes Subjekt zu dem, wozu es von der Natur bestimmt zu seyn scheint, zu bilden, und seinen ihm zugehörigen Posten anzuweisen. Ein jedes Mitglied der Gesellschaft durfte nur so viel Kenntniß vom Zwecke und innern Einrichtung derselben erhalten, daß es bloß rückwärts auf die ihm Untergeordneten, nicht aber vorwärts auf seine Obern sehen konnte.

Diese Obern verstanden die Kunst ihren Untergeordneten Vernunftwahrheiten durch erhabene Bilder beyzubringen, und die bildlichen Vorstellungen derselben in Vernunftwahrheiten zu verwandeln. Man könnte beynahe von ihnen sagen: sie verstanden die Sprache der Thiere. — Eine sehr wichtige Kunst, die einem jeden Volkslehrer unentbehrlich ist. Durch Abschaffung der melancholischen Frömmigkeit fanden ihre Lehren bey der lebhaften Jugend vielen Beyfall. Das von ihnen gelehrte Princip der Selbstzernichtung ist, wohl verstan-

den, nichts anders, als die Grundlage zur Selbstthätigkeit. Hiedurch sollen alle durch Erziehung, Gewohnheit und Mittheilung anderer eingewurzelte Denkungs- und Handlungsarten, wodurch die menschliche Thätigkeit eine schiefe Richtung zu nehmen pflegt, aufgehoben, und die eigenthümliche freye Wirkungsart eingeführt werden. Das moralische und ästhetische Gefühl kann in der That nur durch dieses Princip erhalten und vervollkommnet werden. Nur übel verstanden kann es schädlich seyn, wie ich aus dem Beyspiel dieser Gesellschaft selbst dargethan habe.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Reisen nach Königsberg, Stettin und Berlin, zur Beförderung der Menschenkenntniß.

Da meine äußern Umstände immer schlechter wurden, weil ich mich nicht mehr zu meinen gewöhnlichen Geschäften schicken wollte, und mich daher überall außer meiner Sphäre befand; ich auch von der andern Seite meine Lieblingsneigung zum Studium der Wissenschaften in meinem Wohnorte nicht genug befriedigen konnte, so beschloß ich mich nach Deutschland zu begeben, und da Medicin, und bey dieser Gelegenheit auch andere Wissenschaften zu studiren.

Nun war die Frage, wie eine solche weite Reise zu machen sey.

Ich wußte zwar, daß einige Kaufleute aus meinem Wohnort bald nach Königsberg in Preu-

ßen reisen würden; aber da ich mit ihnen wenig Bekanntschaft hatte, so konnte ich nicht hoffen, daß sie mich umsonst mitnehmen würden. Nach vielem Ueberlegen gerieth ich endlich auf ein gutes Expediens.

Ich hatte einen sehr gelehrten und frommen Mann zum Freunde, der in der Stadt bey der ganzen Judenschaft in großer Achtung stand; diesem entdeckte ich mein Vorhaben, und zog ihn hierüber zu Rathe.

Ich stellte ihm meine schlechten Umstände vor: zeigte ihm, daß, da ich einmal meine Neigungen auf die Erkenntniß Gottes und seiner Werke gerichtet habe, ich zu allen gewöhnlichen Geschäften nicht mehr tauglich sey; besonders stellte ich ihm vor, daß ich mich jetzt bloß von meiner Gelehrsamkeit, als Informator in der Bibel und dem Talmud, ernähren müsse, welches nach dem Ausspruche einiger Rabbiner nicht ganz erlaubt seyn sollte. Ich wolle daher die Medicin, als eine profane Kunst studiren, wodurch ich nicht nur mich selbst, sondern auch der ganzen Judenschaft in dieser Gegend nutzen würde, weil hier kein ordentlicher Mediciner sey, und die-

jenigen, die sich dafür ausgeben, die unwissendsten Bartscherer wären, die die Menschen mit ihren Kuren von der Welt schafften.

Diese Gründe thaten auf einen so frommen Mann eine außerordentliche Wirkung. Er ging zu einem Kaufmann von seiner Bekanntschaft, stellte ihm die Wichtigkeit meines Unternehmens vor, und beredete ihn, daß er mich auf seiner eigenen Fuhre mit nach Königsberg nehmen möchte. Dieser durfte einem so göttlichen Manne nichts abschlagen, und willigte also darein.

Ich reiste also mit diesem jüdischen Kaufmanne nach Königsberg in Preußen. Als ich da ankam, ging ich zu dem dasigen jüdischen Doktor medicinä H... eröfnete ihm mein Vorhaben, Medicin zu studiren, und bat ihn um guten Rath und Unterstützung. Dieser, dessen Berufsgeschäfte ihn verhinderten, sich mit mir darüber gehörig zu besprechen, und der ohnedem mich nicht gut verstehn konnte, verwieß mich an einige Studenten, die in seinem Hause logirten.

Diese jungen Herren brachen, sobald ich mich ihnen zeigte, und mein Vorhaben eröfnete, hier-

über in ein lautes Gelächter aus; welches ihnen auch gar nicht zu verdenken war. Man stelle sich einen polnischlitthauischen Mann von ohngefähr fünf und zwanzig Jahren, mit einem ziemlich starken Barte, in zerrissener schmutziger Kleidung vor, dessen Sprache aus der hebräischen, jüdischdeutschen, polnischen und russischen Sprache mit ihren respektive grammatikalischen Fehlern zusammengesetzt ist, und der die deutsche Sprache zu verstehen, und einige Kenntnisse und Wissenschaften erlangt zu haben vorgiebt. Was sollten diese jungen Herren dazu denken?

Sie fingen also an, ihren Spas mit mir zu treiben, und gaben mir Mendelssohns Phädon, der von ohngefähr auf dem Tische lag, zu lesen. Ich las sehr erbärmlich, (sowohl wegen meiner eigenen Art die deutsche Sprache lesen zu lernen, als wegen meiner schlechten Aussprache), und jene brachen abermals in ein starkes Gelächter aus, sagten aber, ich solle ihnen das Gelesene expliciren. Dieß that ich nach meiner Art. Da sie mich aber nicht verstanden, so verlangten sie, daß ich das Gelesene ins Hebräische übersetzen möchte.

Dieses vollzog ich auf der Stelle. Die Studenten, die das Hebräische wohl verstanden, geriethen in ein nicht geringes Erstaunen, da sie sahen, daß ich nicht nur den Sinn dieses berühmten Verfassers wohl gefaßt hatte, sondern auch denselben in hebräischer Sprache glücklich ausdrückte; sie fingen also an, sich für mich zu interessiren; verschaften mir einige alte Kleidungsstücke und Unterhaltung, während meines Aufenthalts in Königsberg und riethen mir zugleich, daß ich nach Berlin reisen möchte, wo ich meinen Zweck am besten erreichen würde.

Um aber diese Reise meinen Umständen gemäß einzurichten, riethen sie mir ferner, ich möchte von Königsberg bis Stettin zu Schiffe reisen, von wo ich nach Frankfurt an der Oder, und von dort nach Berlin leicht Gelegenheit finden würde.

Ich ging also zu Schiffe, und hatte zur Zehrung nichts mehr als geröstetes Brod, einige Heringe, und ein Fläschchen Branntwein. Man sagte mir in Königsberg, daß diese Reise ohngefähr zehn und höchstens vierzehn Tage dauern könne. Diese Prophezeihung aber traf nicht ein. Die

Reise dauerte, wegen kontrairer Winde, fünf Wochen.

In welchen Umständen ich mich hier befand, kann man sich leicht vorstellen. Es waren auf dem Schiffe außer mir keine andern Passagirer, als eine alte Frau, die beständig geistliche Lieder zu ihrem Troste sang. Ich kannte so wenig die pommerisch-deutsche Sprache der Schiffsleute, als diese meine jüdisch-polnisch-litthauische Sprache verstanden; bekam die ganze Zeit nichts Warmes zu genießen, und mußte im Raum auf hart beladenen Säcken schlafen. Das Schiff gerieth auch einigemal in Gefahr. Ich, wie natürlich, war den größten Theil der Zeit schiffkrank.

Endlich kam ich nach Stettin. Man sagte mir, daß ich von da bis nach Frankfurt eine Reise zu Fuße ganz spielend machen könnte. Aber! wie sollte ein polnischer Jude in den elendesten Umständen, ohne einen Pfennig zum Zehren bey sich zu haben, und sogar ohne die Landessprache zu verstehn, eine Reise, wenn auch nur von wenigen Meilen machen?

Doch es mußte einmal geschehn. Ich ging also von Stettin aus, und indem ich meine elende Lage überdachte, setzte ich mich unter eine Linde und fing an bitterlich zu weinen.

Bald wurde mir etwas leichter ums Herz; ich faßte Muth und ging weiter. Nachdem ich ein Paar Meilen gemacht hatte, kam ich gegen Abend ganz ermüdet in ein Wirthshaus. Es war eben der Tag vor dem jüdischen Fasttage, der im August fällt. Meine Lage war die traurigste, die sich denken läßt. Schon heute war ich beynah vor Hunger und Durst verschmachtet, und sollte nun noch morgen den ganzen Tag fasten. Ich hatte keinen Pfennig zu verzehren und auch keine Sachen von Werth, die ich verkaufen konnte.

Nach langem Nachdenken fiel mir endlich ein, daß ich noch einen eisernen Löffel, den ich mit zu Schiffe genommen, in meinem Mantelsack haben müsse; ich holte ihn, und bat die Wirthinn, daß sie mir dafür ein wenig Brod und Bier geben möchte. Diese weigerte sich zwar anfangs, den Löffel anzunehmen, durch vieles Flehen aber wurde sie doch endlich bewogen, ein Glas sauer Bier da-

für zu akkordiren. Ich mußte mich also damit befriedigen, trank mein Glas Bier, und ging nach dem Stalle aufs Stroh, um zu schlafen.

Am Morgen setzte ich meine Reise fort, indem ich vorher nach einem Orte fragte, wo Juden wohnten, damit ich in die Synagoge gehen, und die Klaglieder über die Zerstörung Jerusalems mit meinen Brüdern singen könnte.

Dieses geschahe. Nach Endigung des Betens und Singens (ungefähr gegen Mittagszeit) ging ich zu dem jüdischen Schulmeister dieses Orts, und unterredete mich mit ihm; und da dieser merkte, daß ich ein vollkommener Rabbiner war, fing er an, sich für mich zu interessiren, verschaffte mir bey einem Juden ein Abendessen, und gab mir auch ein Empfehlungsschreiben an einen andern Schulmeister im nächsten Orte mit, worin er mich als einen großen Talmudisten und ehrwürdigen Rabbiner rekommandirte.

Ich fand hier auch ziemlich gute Aufnahme, wurde von dem angesehnsten und reichsten Juden dieses Orts zum Sabathessen eingeladen, und ging in die Synagoge, wo man mir die oberste Stelle

anwies, und alle einem Rabbiner gewöhnlich zukommende Ehrenbezeigungen erzeigte.

Nach Endigung des Gottesdienstes nahm mich der gedachte reiche Jude mit nach Hause, und wies mir am Tische den obersten Platz an, nehmlich zwischen sich und seiner Tochter. Diese war ein junges Mädchen von ohngefähr zwölf Jahren, und aufs schönste ausgeputzt.

Ich fing an, als Rabbiner einen sehr gelehrten und erbaulichen Diskurs zu führen, und je weniger Herr und Madam denselben verstanden, desto göttlicher kam er ihnen vor.

Auf einmal merkte ich aber zu meinem Leidwesen, daß Mamsell eine saure Miene zu machen, und das Gesicht zu verziehen anfing. Ich wußte mir anfangs dieses nicht zu erklären; wie ich aber darauf meinen Blick auf mich selbst und auf meine elende schmutzige Lumpenkleidung wandte, wurde mir sogleich dieses ganze Geheimniß enträthselt. Die Beunruhigung der Mamsell hatte ihren guten Grund. Und wie konnte es auch anders seyn? Da ich, seitdem ich von Königsberg abgereist war, ohngefähr seit sieben Wochen, kein frisches Hem-

de anzuziehn hatte, in den Wirthshäusern auf dem bloßen Strohe, worauf, wer weis wie viel arme Reisende schon gelegen hatten, liegen mußte, u. s. w.

Nun wurden mir mit einemmal die Augen aufgethan, ich übersahe mein ganzes Elend in seiner ungeheuren Größe. Aber was sollte ich machen? Wie sollte ich mir aus dieser mißlichen Lage heraushelfen? Betrübt und traurig nahm ich bald von diesen guten Leuten Abschied, und setzte meine Reise nach Berlin unter immerwährenden Kampf mit Mangel und Elend aller Art, fort.

Endlich erreichte ich diese Stadt. Hier glaubte ich meinem Elende ein Ende zu machen, und alle meine Wünsche zu erreichen, betrog mich aber leider sehr.

Da, wie bekannt, in dieser Residenzstadt kein Betteljude gelitten wird; so hat die hiesige jüdische Gemeinde zur Versorgung ihrer Armen ein Haus am Rosenthaler Thore bauen lassen, worin die Armen aufgenommen, von den jüdischen

Aeltesten über ihr Gesuch in Berlin befragt, und nach Befinden entweder, wenn sie krank sind, oder einen Dienst suchen, in der Stadt aufgenommen, oder weiter verschickt werden. Auch ich wurde also in dieses Haus gebracht, das theils mit Kranken, theils aber mit liederlichem Gesindel angefüllet war. Lange Zeit sahe ich mich vergebens nach einem Menschen um, mit dem ich mich über meine Angelegenheiten hätte besprechen können.

Endlich bemerkte ich einen Menschen, der nach seinem Anzuge zu urtheilen ein Rabbiner seyn mußte; ich wandte mich also an diesen, und wie groß war nicht meine Freude, als ich von ihm erfuhr, daß er wirklich ein Rabbiner, und in Berlin ziemlich bekannt sey. Ich unterhielt mich mit ihm über allerhand Gegenstände der rabbinischen Gelehrsamkeit, und da ich sehr offenherzig bin, so erzählte ich ihm meinen Lebenslauf in Polen, eröffnete ihm mein Vorhaben in Berlin Medicin zu studieren, zeigte ihm meinen Kommentar über den M o r e N e w o c h i m u. s. w. Dieser merkte sich alles, und schien sich für mich sehr zu

interessiren. Aber auf einmal verschwand er mir aus dem Gesichte.

Endlich gegen Abend kamen die jüdischen Aeltesten. Es wurde ein jeder der Anwesenden vorgerufen und über sein Gesuch befragt. Die Reihe kam auch an mich, und ich sagte ganz offenherzig, ich wünsche in Berlin zu bleiben, um daselbst Medicin zu studiren.

Die Aeltesten schlugen mein Gesuch gerade zu ab, gaben mir meinen Zehrpfennig und gingen fort. Die Ursache dieses Betragens gegen mich besonders war keine andere als diese.

Der Rabbiner, von dem ich vorher gesprochen habe, war ein eifriger Orthodox. Nachdem er also meine Gesinnungen und Vorhaben ausgeforscht hatte, ging er in die Stadt, benachrichtigte die Aeltesten der Gemeinde von meiner ketzerischen Denkungsart, indem ich den More Newochim kommentirt neu herausgeben wolle, und daß mein Vorhaben nicht sowohl sey Medicin zu studiren und als Profession zu treiben, sondern hauptsächlich mich in Wissenschaften überhaupt zu vertiefen, und meine Erkenntniß zu erweitern.

Dieß Letztere sehen die orthodoxen Juden als etwas, der Religion und den guten Sitten Gefährliches an, besonders glauben sie dieses von den polnischen Rabbinern, die durch einen glücklichen Zufall aus der Sklaverey des Aberglaubens befreyet, auf einmal das Licht der Vernunft erblicken, und sich von jenen Fesseln losmachen.

Dieses ist auch zum Theil wahr. Sie sind mit einem Menschen zu vergleichen, der nach lange ausgestandenem Hunger auf einmal an einem wohlbesetzten Tisch kömmt; der also mit heftiger Begierde zugreifen, und sich bis zum Ueberladen sättigen wird.

Die Verweigerung der Erlaubniß in Berlin zu bleiben, war für mich ein Donnerschlag. Das letzte Ziel aller meiner Hoffnungen, meiner Wünsche, wurde mir auf einmal, da ich demselben so nahe war, verrückt. Ich befand mich in der Lage des Tantalus, und wußte mir nicht zu helfen.

Besonders schmerzte mich das Betragen des Aufsehers dieses Armenhauses, der auf Befehl seiner Obern auf meine schleunige Abreise drang, und

und nicht eher nachließ, als bis er mich vor dem Thore sahe.

Hier warf ich mich auf die Erde nieder, und fing an bitterlich zu weinen.

Es war ein Sonntag, viele Menschen gingen wie gewöhnlich vor dem Thore spatzieren. Die mehrsten kehrten sich an mich winselnden Wurm nicht; einigen mitleidigen Seelen aber fiel dieser Anblick sehr auf; sie fragten mich nach der Ursache meines Wehklagens; ich antwortete ihnen: aber sie konnten mich, theils wegen meiner unverständlichen Sprache, theils auch wegen häufiger Unterbrechung durch Weinen und Schluchzen nicht verstehn.

Ich war so alterirt, daß ich in ein hitziges Fieber gerieth. Die Soldaten, die am Thore die Wache hielten, meldeten dieses in dem Armenhause.

Der Aufseher kam, und holte mich herein. Ich blieb den Tag über da, und freute mich in der Hoffnung recht krank zu werden, und auf diese Art einen längern Aufenthalt zu erzwingen; während

wel-

welcher Zeit ich mehrere Bekanntschaften zu machen glaubte, wodurch ich Schutz und Erlaubniß in Berlin zu bleiben zu erhalten hoffte.

Aber leider wurde ich in meiner Hoffnung getäuscht. Den folgenden Tag stand ich wieder munter auf, ohne etwas Fieberhaftes zu spüren, ich mußte also fort. Aber wohin? das wüßte ich selbst nicht.

Ich nahm also den ersten den besten Weg, und überließ mich dem Schicksal.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Tiefster Grad des Elends und Rettung.

Am Abend kam ich in ein Wirthshaus, wo ich einen armen Fußgänger, der ein Betteljude ex professo war, antraf. Es freuete mich ungemein, einen meiner Mitbrüder anzutreffen, mit dem ich sprechen konnte, und dem diese Gegenden ziemlich bekannt waren.

Ich entschloß mich daher mit diesem Gesellschafter im Lande herumzustreichen, um auf diese Art mein Leben zu erhalten, obwohl keine solche heterogene Personen in der Welt anzutreffen sind. Ich war ein gelehrter Rabbiner, jener hingegen ein Idiot. Ich hatte mich bis jetzt auf eine ehrenvolle Art ernährt, jener aber war ein Bettler von Profession. Ich hatte Begriffe von Moralität, Schicklichkeit und Anständigkeit, jener wußte nichts von diesem allen. Letztlich war ich zwar von gesunder, aber doch schwächlicher Leibeskonstitution, je-

ner hingegen war ein starker wohlbeleibter Kerl, der den besten Soldaten hätte abgeben können.

Aller dieser Verschiedenheiten ungeachtet, schloß ich mich, da ich, um mein Leben zu fristen, in einem fremden Lande herumzuirren gezwungen war, an jenen fest an. Auf unsrer Wanderschaft bemühte ich mich, meinem Reisegefährten Begriffe der Religion und der wahren Moralität beyzubringen und dieser unterrichtete mich wieder in der Kunst zu betteln; lehrte mich die darin üblichen Formeln, und empfahl mir besonders das Fluchen, wenn ich abgewiesen werden sollte.

Aber bey aller Mühe, die er sich hierin gab, wollten doch seine Lehren bey mir nicht anschlagen. Die Bettelformeln hielt ich für abgeschmackt. Ich dachte, daß, wenn man einmal gezwungen sey, andre um Hülfe anzuflehn, man seine Empfindungen ganz simpel ausdrücken müsse; und was das Fluchen anbetrifft, so konnte ich nicht begreifen, warum ein Mensch, der einem andern eine Bitte abschlägt, den Fluch über sich ziehn sollte? und dann glaubte ich auch, daß man dadurch jenen desto mehr erbittern, und seinen Zweck desto weniger erreichen werde.

Wenn ich also mit meinem Kameraden betteln ging, so stellte ich mich immer, als bettelte und fluchte ich mit jenem zugleich; in der That aber sprach ich alsdann nicht ein einziges verständliches Wort. Ging ich aber allein, so wußte ich gar nichts zu sagen; aber an meiner Miene und Stellung konnte man doch sehen, was mir fehlte.

Jener schalt mich zuweilen wegen meiner Ungelehrigkeit hierin, und ich ertrug dieses mit der größten Geduld.

Auf diese Art irrten wir in einem Bezirke von einigen wenigen Meilen beynahe ein halbes Jahr herum. Endlich entschlossen wir uns nach Polen unsre Route zu nehmen.

Wir kamen in Posen an, wo wir in dem jüdischen Armenhause, dessen Inhaber ein armer Kleiderflicker war, einkehrten. Hier faßte ich den Entschluß, meiner Wanderung, möge es auch kosten, was es wolle, ein Ende zu machen.

Es war Herbstzeit, und fing schon an ziemlich kalt zu werden; ich war beynahe nackend und baarfuß; meine Gesundheit hatte durch diese Art Wanderung, wo ich nie etwas ordentliches

zu essen bekam, mehrentheils mit verschimmelten Brodbrocken und Wasser vorlieb nehmen, und des Nachts auf altem Strohe, zuweilen gar auf bloßer Erde liegen mußte, sehr gelitten. Dazu kam noch, daß die jüdischen Heiligen- oder Bußtage heranrückten, wo ich, der ich damals ziemlich religiös war, den Gedanken nicht ertragen konnte, daß ich diese Zeit, die andere zu ihrem Seelenheil anwendeten, ganz im Müßiggange zubringen sollte.

Ich beschloß daher, von da, zum wenigsten für jetzt, nicht weiter zu gehn, und allenfalls, wenn es hoch kommen sollte, mich vor die Synagoge zu legen, und entweder da zu sterben, oder das Mitleiden meiner Brüder zu erregen, und dadurch meinem Leiden ein Ende zu machen.

Sobald daher mein Kamerad am Morgen aufwachte, sich zum Bettelngehn anschickte, und mich gleichfalls dazu aufforderte, antwortete ich ihm, daß ich jetzt nicht mitgehen wolle, und da dieser mich fragte, wie ich doch auf eine andere Art mein Leben zu erhalten dächte, konnte ich nichts mehr antworten, als: Gott wird schon helfen.

Darauf ging ich nach der Judenschule. Hier fand ich einige junge Schüler, die theils lasen, theils aber auch sich die Abwesenheit ihres Lehrers zu Nutze machten, und die Zeit mit Spielen zubrachten.

Auch ich nahm ein Buch zum Lesen. Jene, denen mein seltsamer Anzug auffiel, näherten sich mir, fragten mich, woher ich komme? und was mein Vorhaben sey? Ich beantwortete ihnen diese Fragen in meiner litthauischen Sprache, worüber jene zu lachen, und sich über mich lustig zu machen anfingen.

Ich kehrte mich wenig daran; und da ich mich erinnerte, daß vor einigen Jahren ein Oberrabbiner aus meiner Gegend zum Oberrabbiner in Posen aufgenommen worden, und dieser einen Bekannten und guten Freund von mir als Schreiber mitgenommen hatte, so fragte ich die Knaben nach diesem Freunde. Zu meinem größten Leidwesen erfuhr ich, daß er nicht mehr in Posen anzutreffen wäre, indem er mit dem Oberrabbiner, der nachher befördert, und zum Oberrabbiner in Hamburg aufgenommen worden, nach diesem Orte gereist sey; daß er aber seinen Sohn, einen Knaben von ohngefähr zwölf Jahren in Posen bey dem jetzigen

Oberrabbiner, der ein Schwiegersohn des vorigen sey, zurückgelassen habe.

Diese Nachricht betrübte mich nicht wenig; doch machte mir der letzte Umstand noch einige Hoffnung.

Ich fragte daher nach der Wohnung des neuen Oberrabbiners, ging hin, scheute mich aber, da ich fast nackend war, hereinzutreten, und wartete daher bis ich jemanden in dieß Haus hereingehen sahe. Diesen bat ich, er möchte doch so gut seyn, mir meines Freundes Sohn herauszurufen.

Er erkannte mich gleich und bezeugte sein Erstaunen, mich in einem solchen elenden Zustande hier zu sehn. Ich erwiederte hierauf, daß es jetzt nicht die Zeit sey, alle Unglücksfälle zu erzählen, die mich in diesen Zustand versetzt hätten, und daß er nur für jetzt darauf bedacht seyn solle, wie er dieses Elend um etwas erleichtern könne.

Er versprach es, ging zum Oberrabbiner, und meldete mich als einen großen Gelehrten und frommen Mann, der durch besondere Zufälle in einen sehr elenden Zustand gerathen sey.

Der Oberrabbiner, der ein vortreflicher Mann, ein scharfsinniger Talmudist, und von einem sehr sanften Karakter war, wurde von meinem Elende gerührt, ließ mich zu sich kommen, unterhielt sich mit mir eine geraume Zeit, disputirte mit mir über die wichtigsten Gegenstände aus dem Talmud, und fand mich in allen Fächern der jüdischen Gelehrsamkeit sehr bewandert.

Darauf fragte er mich nach meinem Vorhaben, und ich sagte ihm, ich wünschte als Hofmeister in irgend einem Hause anzukommen, für jetzt aber wünschte ich nichts mehr, als die heiligen Tage hier feyern zu können, und zum wenigsten diese kurze Zeit über meine Reisen zu unterbrechen.

Der gutmüthige Rabbiner hieß mich, was dieses anbeträfe, unbesorgt seyn, nannte mein Verlangen eine Kleinigkeit und sagte, daß es nicht mehr als billig sey. Er gab mir darauf so viel Geld, als er bey sich hatte, invitirte mich, so lange als ich mich hier aufhalten würde, alle Sabbath bey ihm zu essen, und befahl seinen Knaben, daß er für mich ein anständiges Logis schaffen solle.

Dieser kam bald wieder, und führte mich in meine Wohnung.

Nun glaubte ich, daß diese Wohnung keine andere, als ein Kämmerchen bey irgend einem armen Manne seyn würde. Ich erstaunte daher nicht wenig, als ich mich im Hause eines der ältesten Juden dieser Stadt sahe, wo man für mich ein sehr properes Stübchen zurecht gemacht hatte, welches die Studierstube dieses Mannes war, der sowohl selbst, wie auch sein Sohn, ein großer Gelehrter war.

So bald ich mich ein wenig umgesehn hatte, ging ich zu der Hausfrau, steckte ihr einige Pfennige in die Hände, und bat sie, daß sie mir dafür eine Grützsuppe zum Abendessen zubereiten möchte. Diese fing an über meine Simplicität zu lächeln, und sagte: „nein mein Herr, wir haben so nicht akkordirt, der Oberrabbiner hat sie uns nicht so empfohlen, daß Sie sich für ihr Geld eine Grützsuppe bey uns machen lassen sollen,“ und erklärte mir, daß ich nicht bloß in ihrem Hause logiren, sondern auch so lange als ich mich in dieser Stadt aufhalten würde, essen und trinken solle.

Ich erstaunte über dieses unerwartete Glück, aber noch größer war mein Entzücken, als man mir nach dem Abendessen ein reinliches Bette anwieß; ich

trauete meinen Augen nicht, und fragte zu verschiedenenmalen: „ist dieses wirklich für mich?“

Mit Wahrheit kann ich versichern, daß ich nie, sowohl vor dieser Begebenheit als nachher, einen solchen Grad von Glückseligkeit gefühlt habe, als damals, als ich mich zu Bette legte und meine, seit einem halben Jahr strapazirten, ja beynahe zerbrochnen Glieder, in einem weichen Bette ihre vorige Stärke wieder erlangen fühlte.

Ich schlief bis spät auf den Tag. Kaum war ich aufgestanden, so schickte der Oberrabiner nach mir, und ließ mich zu sich bitten. Als ich erschien, fragte er mich, wie ich mit meinem Logis zufrieden sey. Ich konnte keine Worte finden, meine Empfindung hierüber auszudrücken, und rief in einer Extase: „Ich habe in einem Bette geschlafen!“ Der Oberrabbiner freute sich ungemein darüber, schickte darauf nach dem Schulkantor; so bald dieser kam, sagte er zu ihm: „H . . . gehn Sie zu dem Kaufmann . . . , und nehmen Sie für H. S. auf meine Rechnung Zeuch zu einem Kleide.“

Darauf wandte er sich zu mir und fragte mich: was beliebt Ihnen für ein Zeuch? durchdrungen

von der Empfindung der Dankbarkeit und Hochachtung für diesen vortreflichen Mann, konnte ich hierauf gar nichts antworten. Ein Thränenstrom der mir die Wangen herabfloß, diente statt aller Antwort.

Der Oberrabbiner ließ mir auch neue Wäsche machen. In zweien Tagen war alles fertig. Mit reiner Wäsche und einem neuen Kleide ausstaffirt gieng ich zum Oberrabbiner; ich wollte ihm meine Dankbarkeit bezeugen, konnte aber kaum einige abgebrochne Worte herausbringen. Für den Oberrabbiner war dieses ein entzückender Anblick. Er lehnte meinen Dank ab und sagte: ich solle ihm dieses nicht so hoch anschreiben, indem das, was er für mich gethan habe, nur eine Kleinigkeit und der Rede nicht werth sey.

Nun möchte der Leser vielleicht glauben, daß dieser Oberrabbiner ein reicher Mann gewesen sey, bei dem die Kosten, die er auf mich wandte, wirklich eine Kleinigkeit gewesen wären; aber, ich kann versichern, daß es sich damit ganz anders verhielt. Der Oberrabbiner hatte nur ein mäßiges Gehalt, und da er sich bloß mit dem Studium abgab, so hatte seine Frau die Verwaltung seiner Geschäfte,

und seine Haushaltung zu besorgen. Er mußte also dergleichen Handlungen ohne Wissen seiner Frau ausüben und vorgeben, daß ihm andere Leute Geld dazu gegeben. Uebrigens führte er für sich ein sehr mäßiges Leben, fastete täglich, außer am Sabbath, und aß die ganze Woche über kein Fleisch.

Demohngeachtet aber mußte er doch, um seine Neigung zum Wohlwollen zu befriedigen, Schulden machen. Die strenge Lebensart, das viele Studieren und Nachtwachen schwächten seine Kräfte so sehr, daß er, nachdem er zum Oberrabbiner in Förde aufgenommen worden, wohin ihm eine große Anzahl Schüler folgte, ohngefähr in dem sechs und dreißigsten Jahre seines Alters starb. Nie kann ich ohne die tiefste Rührung an diesen göttlichen Mann denken.

Ich hatte noch in meinem vorigen Logis bei dem armen Kleiderflicker einige Kleinigkeiten zurückgelassen, und ging also hin, um diese abzuhohlen. Der arme Kleiderflicker, seine Frau und mein ehemaliger Bettel-Kamerad, die schon von der glücklichen Veränderung, die mit mir vorgegangen war, gehört hatten, erwarteten mich mit Ungeduld.

Eine rührende Szene! Der Mann, der vor drei Tagen in dieser armen Hütte ganz entkräftet, halb nackend und baarfuß, anlangte, den die armen Bewohner dieses Hauses als einen Auswurf der Natur betrachteten, und dessen Kamerad in dem leinwandnen Kittel mit Spott und Verachtung auf ihn herabsahe, dieser Mann kommt nun (sein Ruf gieng vor ihm) mit einem heitern Gesichte, als ein Oberrabbiner gekleidet, in einer ehrwürdigen Gestalt in eben diese Hütte.

Sie bezeugten alle ihre Freude und Verwunderung über diese Transformation. Die arme Frau nahm ihren Säugling auf die Arme, und bat für ihn, mit thränenden Augen, um den Seegen. Mein Kamerad bat mich sehr rührend um Verzeihung wegen seiner rohen Behandlung; er sagte, er schätze sich glücklich, einen solchen Reisegefährten gehabt zu haben, würde aber sich für unglücklich halten, wenn ich ihm seine aus Unwissenheit begangenen Fehler nicht verzeihen wollte.

Ich redete alle sehr liebreich an, gab dem Kleinen meinen Seegen, und meinem Reisekameraden alles Baare, das ich in meiner Tasche hatte, und gieng sehr gerührt zurück.

Unterdessen hatte das Bezeigen des Oberrabbiners gegen mich, wie auch das meines neuen Wirthes, der selbst ein großer Gelehrter war, und durch häufige Unterredungen und Disputiren mit mir eine hohe Meinung von meinen Talenten und Gelehrsamkeit gefaßt hatte, meinen Ruf in der Stadt so ausgebreitet, daß alle Gelehrte dieser Stadt mich, als einen berühmten reisenden Rabbiner, zu sehn und mit mir zu disputiren kamen; je näher sie mich aber kennen lernten, in desto größrer Achtung wurde ich von ihnen gehalten.

Diese Zeit war unstreitig die glücklichste und ehrenvollste Periode in meinem Leben.

Die jungen Gelehrten dieser Stadt beschlossen in ihrer Versammlung, mir ein Gehalt auszumachen, wofür ich ihnen Vorlesungen über das berühmte tiefsinnige Werk des Maimonides, More Nevochim halten sollte. Dieser Vorschlag blieb aber aus der Ursache unausgeführt, weil die Aeltern dieser jungen Leute besorgten, daß ihre Kinder dadurch verführt, und durch Selbstdenken über Religion in ihrem Glauben wankend gemacht

werden möchten. Sie gestanden zwar, daß ich bey meiner Neigung zum Nachdenken über Religion dennoch ein frommer Mann und orthodoxer Rabbiner sey; traueten aber ihren Kindern so viel Beurtheilung nicht zu, daß sie diesen Weg einschlagen könnten, ohne von dem einen Extrem zum andern, vom Aberglauben zum Unglauben überzugehn, worinn sie auch vielleicht Recht hatten.

Nachdem ich ungefähr vier Wochen auf diese Art zugebracht hatte, kam der Mann, bey dem ich logirte, zu mir, und redete mich auf folgende Weise an: Herr S.! erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einen Vorschlag thue! Sind Sie bloß zum Selbststudium geneigt, so können Sie hier bleiben, so lange Sie immer wollen. Wollen Sie sich aber nicht bloß in sich konzentriren, und sind Sie geneigt, mit Ihren Talenten der Welt zu nutzen, so ist hier ein reicher Mann, einer der vornehmsten dieser Stadt, der einen einzigen Sohn hat und der nichts so sehr wünscht, als Sie zum Hofmeister zu haben. Dieser Mann ist mein Schwager; wenn Sie es also nicht seinetwegen thun wollen, so thun Sie es meinetwegen, und dem Oberrabbiner zu Gefallen, dem die Erzie-

hung meines Schwestersohns, der in seiner Familie vermählt ist, am Herzen liegt.

Mit Freuden nahm ich dieses Anerbieten an. Ich kam also in diese Familie unter vortheilhaften Bedingungen als Hofmeister, und blieb zwey Jahre in größter Ehre darin. Man that nichts in diesem Hause ohne mein Wissen. Man begegnete mir mit der größten Ehrerbietung. Man hielt mich beynahe für ein mehr als menschliches Wesen.

So flossen die Paar Jahre unvermerkt und glücklich für mich hin. Unter der Zeit gingen aber doch einige kleine Begebenheiten mit mir vor, die ich in dieser Geschichte nicht übergehen zu dürfen glaube.

Erstlich ging die Hochachtung für meine Person in diesem Hause so weit, daß man mich malgré moi zum Propheten machen wollte. Es ging damit folgendermaßen zu.

Mein Schüler war mit der Tochter eines Oberrabbiners, der ein Schwager des Oberrabbiners in Posen war, versprochen worden. Die Braut, ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren, wurde, wie gewöhnlich, zu den Pfingstfeyertagen von ihren Schwiegereltern nach Posen abgehohlt. Bey diesem

sem Besuch bemerkte ich, daß dieses Mädchen von sehr phlegmatischen Temperament, und ziemlich schwindsüchtig sey. Ich entdeckte dieses dem Bruder meines Hausherrn, und fügte noch mit einer bedeutenden Miene hinzu, ich sey für das Mädchen sehr besorgt, indem ich nicht glaube, daß ihre Gesundheit von langer Dauer seyn würde. Nach den Feyertagen wurde das Mädchen zu ihren Aeltern zurückgeschickt und vierzehn Tage nachher bekam man einen Brief, worin ihr Tod gemeldet wurde.

Nun wurde ich nicht nur in diesem Hause, sondern in der ganzen Stadt für einen Propheten gehalten, der den Tod dieses Mädchens vorausgesagt hätte.

Da ich zu nichts weniger als zum Betrug geneigt war, suchte ich diese abergläubischen Menschen auf andre Gedanken zu bringen, uud sagte, daß ein jeder, der einige Beobachtungen in der Welt gemacht hätte, ebendasselbe hätte voraussagen können; aber es half nichts; ich war einmal Prophet und mußte es bleiben.

Zweytens wurden in einem jüdischen Hause des Freytags Fische auf den Sabbath zurecht gemacht.

Es kam demjenigen, der einen Karpfen aufschnitt, vor, als gäbe dieser einen Laut von sich. Dieses setzte alle in ein panisches Schrecken. Man ließ den Rabbiner fragen, was man mit diesem stummen Fische, der zu reden gewagt hätte, machen solle? Dieser befahl, in der abergläubischen Meinung, als wäre der Karpfen von einem Geiste besessen, man solle ihn in einem Leichentuche aufs herrlichste begraben.

Nun wurde in dem Hause, wo ich war, von dieser schauervollen Begebenheit gesprochen. Ich, der ich mich durchs fleißige Studiren des More Newochim schon ziemlich von dergleichen abergläubischen Meinungen losgemacht hatte, lachte herzlich darüber, und sagte: wenn man den Karpfen anstatt zu begraben, lieber mir zugeschickt hätte, so würde ich den Versuch gemacht haben, wie ein solcher begeisterter Karpfen doch schmecken müsse.

Dieses Bon mot wurde bekannt. Die Gelehrten ereiferten sich darüber, schrieen mich für einen Ketzer aus, und suchten mich auf alle Art zu verfolgen.

Die Achtung, die man aber in dem Hause, worin ich Hofmeister war, für mich hatte, machte alle ihre Bemühungen fruchtlos.

Da ich mich auf diese Art sicher sahe, und durch den Geist des Fanatismus vielmehr zum fernern Nachdenken angespornt, als abgeschreckt wurde, fing ich an, die Sachen ein wenig weiter zu treiben: verschlief mehrentheils die Gebetszeit, kam selten in die Synagoge, u. dgl. Endlich wurde das Maaß meiner Sünden so voll, daß mich nichts mehr vor der Verfolgung sichern konnte.

In dem Eingange des Gemeindehauses zu Posen befindet sich, wer weiß seit welcher Zeit, ein Hirschhorn in die Wand eingeschlagen. Von diesem behaupten alle Juden einstimmig, daß derjenige, der dieses Hirschhorn berühre, auf der Stelle sterben müsse, und erzählen eine Menge Beyspiele dieser Art.

Mir wollte dieses nicht in den Kopf, ich lachte darüber, und da ich einst mit andern Juden aus dieser Stadt vor dem Hirschhorn vorbeyging, sagte ich zu ihnen: Ihr Poser Narren, die ihr glaubt, daß derjenige, der dieses Horn berühre, auf der Stelle sterben müsse; seht, ich wage es, dasselbe zu berühren.

Diese erwarteten voller Entsetzen auf der Stelle meinen Tod, da er aber nicht erfolgte, so verwandelte sich ihre Bangigkeit für mich in Haß. Sie betrachteten mich als einen, der das Heiligthum entweiht habe.

Dieser Fanatismus machte bey mir das Verlangen rege, nach Berlin zu reisen und den Rest des mir anklebenden Aberglaubens durch Aufklärung zu vernichten. Ich forderte daher von meinem Herrn den Abschied. Dieser äußerte zwar den Wunsch, daß ich noch länger in seinem Hause bleiben möchte, und versicherte mich seines Schutzes wider alle Verfolgung.

Da ich aber einmal meinen Entschluß gefaßt hatte, wollte ich denselben nicht ändern; nahm also von meinem Herrn und seiner ganzen Familie Abschied, setzte mich auf die Frankfurter Post, und reisete nach Berlin.

Ende des ersten Theils.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

89 h 30

126. 140. 150. 154 172. 208...
247. 251.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Maimon, Salomon, 1753-1800

Salomon Maimon's Lebensgeschichte In zwei Theilen

Bd.: [1]

Berlin (1792)

Biogr. 696-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10064824-1
VD18 80343309